



225 JAHRE
KOEJJOHANN'SCHE
STIFTUNG



FESTSCHRIFT ZUM STIFTUNGSJUBILÄUM



Zum Wohle der Witwen und Waisen

(Johann Friedrich Koepjohann, 1792)

I N H A L T



5

GRUSSWORTE

- 09 *Christina Rau*
- 11 *Michael Müller*
- 12 *Stephan von Dassel*
- 13 *Ulrike Trautwein*
- 15 *Barbara Eschen*

DER VORSTAND

- 06 *Vorstandsfoto*
- 07 *Editorial*
- 17 *Über unser Engagement*
- 24 *Interview
B. Kratochwil/
J. Haverbeck*
- 73 *Ausblick*

DIE STIFTUNG

- 18 *Geschäftsführung
Heidrun Lüdtke
Volker Devermann*
- 19 *Assistentin der
Geschäftsführung
Ute Stefan*

FAKTEN

- 65 *Bericht zur
Armutsentwicklung
in Deutschland 2017*
- 68 *Impressum*

GESCHICHTE DER STIFTUNG

- 20 *J. F. Koepjohann
Eine biografische
Skizze*
- 23 *Die Stiftung nach
der Wende*
- 45 *Filmkabine
Albrechtstr. 15*
- 46 *Gleich nebenan ...*
- 48 *Begegnungen
von Menschen
und Stiftungen*

KOEPJOHANNITINNEN BIOGRAFIEN

- 27 *Einleitung: acht Frauen
aus dem Stiftungsgebiet*
- 28 *Anna Louisa Karsch*
- 30 *Lydia
Rabinowitsch-Kempner*
- 32 *Helene Brecht-Weigel*
- 34 *Gisela Nadoll*
- 36 *Ingrid Karge*
- 38 *Gisela Schröder*
- 40 *Erika Schreiber*
- 43 *Christa Zieske*

EINRICHTUNGEN UND PROJEKTE

- 51 *Frauentreffpunkt Sophie*
- 54 *„Hätte ich doch bloß
nicht gefragt“*
- 56 *Kieztreff Koepjohann*
- 58 *Känguru – hilft
und begleitet*
- 60 *Kinder in die Mitte*
- 61 *Evas Arche*
- 62 *Kontaktladen KLIK e.V.*
- 71 *Im Fokus: Tieckstr. 17*
- 74 *Stiftungsgebiet*

Die Koepjohann'sche Stiftung ist eine der ältesten Stiftungen Berlins. Wir werfen in dieser Festschrift verschiedene Blicke auf ihr 225-jähriges Bestehen.

Am Anfang blicken Vertreter von Staat, Kirche und Zivilgesellschaft von außen auf die Stiftung: Christina Rau schaut auf sie aus der Perspektive des bürgerschaftlichen Engagements, der Regierende Bürgermeister von Berlin, Michael Müller, und der Bezirksbürgermeister von Mitte, Stephan von Dassel, aus dem Blickwinkel der Stadt, die Generalsuperintendentin des Sprengels Berlin, Ulrike Trautwein, und die Direktorin Barbara Eschen aus der Perspektive der Landeskirche und des Diakonischen Werks. Demgegenüber steht der Blick von innen: Der siebenköpfige ehrenamtliche Vorstand der Koepjohann'schen Stiftung stellt sich vor; die beiden Geschäftsführenden, Heidrun Lüdtko und Volker Devermann und die Assistentin der Geschäftsführung, Ute Stefan, beschreiben ihre Sicht der Stiftung.

Es folgt der Blick zurück in die Vergangenheit. Wolfgang Feyerabend schildert das Leben von Johann Friedrich Koepjohann. Martin-Michael Passauer, Siegfried Kleimeier und Volker Devermann berichten von den turbulenten Jahren der Stiftung nach der Wende. Und in einem Interview des frischesten Vorstandsmitglieds mit dem längstgedienten sprechen Janka Haverbeck und Beate Kratochwil über Vergangenheit und Gegenwart der Stiftung. Vergangenheit und Gegenwart begegnen sich im Anschluss auch in den Biografien von drei bekannten Frauen, die im Stiftungsgebiet wirkten: von der Dichterin Anna Louisa Karsch, der Schauspielerin Helene Weigel und der Mikrobiologin Lydia Rabinowitsch-Kempner, sowie von fünf „Koepjohannitinnen“, das heißt alleinstehenden Frauen im Seniorinnenalter, die Mitglieder der Gemeinde am Weinberg sind und von der Stiftung unterstützt werden.

Die Koepjohann'sche Stiftung lebt von dem, was sie hat und bewirtschaftet. Zwei der langjährigen Mieter der Häuser an der Ecke Schiffbauerdamm/Albrechtstraße blicken zurück auf ihre gemeinsame Geschichte mit der Stiftung: Friedel Drautzburg von der „Ständigen Vertretung“ und Stephan Engelniederhammer von der „Berliner Stiftungswoche gGmbH“.

Die Koepjohann'sche Stiftung lebt in dem, was sie tut, in den Einrichtungen, die sie selber betreibt oder in den Projekten, die sie unterstützt. Die Einrichtungen der Stiftung sind der Besuchsdienst, der Frauentreffpunkt Sophie, der Kieztreff Koepjohann und das Eltern-Projekt Känguru. Die Drittprojekte, welche die Stiftung fördert und die sich hier vorstellen, sind das offene Stadtteilprojekt „Kinder in die Mitte“, der Kontaktladen KLIK e.V. für obdachlose Jugendliche und das Frauenzentrum Evas Arche. Den Blick erweitert Werena Rosenke von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe.

Zum Schluss widmet sich die Festschrift der Stiftungszukunft. Konkret stellt sich das Projekt Tieckstraße 17 vor; etwas visionärer fällt der abschließende Ausblick auf die Zukunft der Koepjohann'schen Stiftung aus.

Der Vorstand sowie die beruflich und freiwillig Mitarbeitenden der Koepjohann'schen Stiftung wünschen allen Lesern dieser Festschrift Freude bei der Lektüre und Staunen über das 225-jährige Werk einer kleinen, aber feinen mildtätigen Stiftung in der Mitte Berlins.

Prof. Dr. Philipp Enger
Vorstandsvorsitzender



© Laura Hegewald | Janka Haverbeck

8
„Wer nicht handelt,
wird behandelt
und ist dem anderen
kein Nächster.“

(Gustav Heinemann)



Auch mein Mann Johannes Rau hat eine Stiftung gegründet, denn er wünschte sich oft, jenseits der Möglichkeiten der Politik schnell und unbürokratisch helfen zu können. Er wollte Projekte unterstützen, die mit innovativen Ideen Vorhaben realisieren und Problemlösungen suchen. Denn das können Stiftungen. Sie sind und dürfen keine Lückenbüßer für Versäumnisse der Politik sein, aber sie können inhaltliche Entwicklungen vorantreiben. Oft sind es in der Politik ja lange Wege von der Idee bis zur demokratisch gültigen Entscheidung. Da kommt leicht Politikverdrossenheit auf und Unzufriedenheit mit „denen da oben“. Ich habe viel davon gehört, das bleibt im Leben der Ehefrau eines Politikers nicht aus. Aber Demokratie kann nur funktionieren, wenn ein jeder für seinen Nachbar einsteht.

Mein Mann zitierte gerne einen Satz meines Großvaters Gustav Heinemann: „Wer nicht handelt, wird behandelt und ist dem anderen kein Nächster.“ Die über 21 000 Stiftungen in Deutschland haben die unterschiedlichsten Satzungszwecke, aber sie alle haben gemein, dass Bürger durch sie ihre Erfahrungen und ihre Kenntnisse in den politischen Entscheidungsprozess einbringen und auch ihre Betroffenheit zum Ausdruck bringen können. Nur wenige der Stiftungen können auf eine so lange Wirkungszeit zurückschauen wie die von Johann Friedrich Koepjohann gegründete, nun 225 Jahre alte Koepjohann'sche Stiftung. Die Chronik der Stiftung liest sich wie ein historischer Roman, in dem die sozialen und politischen Verwerfungen der durchlebten Jahre aufgezeigt werden. Mit welchem Beharrungsvermögen und Geschick die Verantwortlichen in der Stiftung sie durch sechs Kriege, zwei Weltkriege und zwei Revolutionen hindurch mit Leben erfüllt haben, hat mich tief berührt und beeindruckt. Dem Stifter Johann Friedrich Koepjohann lag das Schicksal der verarmten Witwen aus seiner Familie und seinem Stadtteil besonders am Herzen. Nach Aufkommen des Sozialstaats und einer dadurch besseren Versorgung von Witwen hat die Stiftung ihre Satzungszwecke für ausgewählte soziale Projekte in ihrem Wirkungsgebiet geöffnet, die kontinuierlich unterstützt und gefördert werden.

Nie sind die Zuwendungen der Koepjohann'schen Stiftung nur Almosen, sondern immer auch Ausdruck emotionaler Verbundenheit, menschlicher Wärme und gefühlter Anteilnahme, und danach sehnen sich Menschen genauso wie nach monatlich überwiesenen Geldsummen zur Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse.

Ich gratuliere der Koepjohann'schen Stiftung zum 225. Jubiläum und bin sicher, dass alle im großen Team der Haupt- und Ehrenamtlichen der Stiftung auch künftig dafür sorgen werden, dass möglichst viele Menschen einander Nächste sind.

Christina Rau.

Christina Rau zeichnet sich durch großes ehrenamtliches Engagement in zahlreichen Stiftungen und Institutionen aus (u.a. Kindernothilfe, ZEITStiftung, Stiftung Bethel, Stiftung Künstlerdorf Schöppingen). Sie war acht Jahre lang Schirmherrin der Berliner Stiftungswoche.

*Der Regierende Bürgermeister von Berlin
zum 225-jährigen Bestehen
der Koepjohann'schen Stiftung
und zum 300. Geburtstag von
Johann Friedrich Koepjohann*



Mit der Koepjohann'schen Stiftung feiert eine der ältesten Berliner Stiftungen ihr 225-jähriges Jubiläum. Mein herzlicher Glückwunsch gilt all denen, die in den Gremien der Stiftung, im hauptamtlichen Team und als ehrenamtlich aktive Freiwillige die Koepjohann'sche Stiftung tagtäglich mit Leben erfüllen und so die Arbeit dieser wichtigen Einrichtung der Berliner Stadtgeschichte im 21. Jahrhundert fortführen.

Die Wurzeln der Koepjohann'schen Stiftung reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Dem weitsichtigen Schiffbauer Johann Friedrich Koepjohann und seiner testamentarischen Verfügung ist es zu verdanken, dass der Grundstock entstand, um Witwen und Waisen wirksam zu helfen. Und auch heute steht die Stiftung an der Seite von Menschen, die Hilfe brauchen, und leistet somit wichtige soziale Arbeit in der Spandauer Vorstadt im Kiez rund um die Sophienkirche. Die Koepjohann'sche Stiftung, die nun auf 225 Jahre seit ihrer Gründung zurückblicken kann, zeigt mit ihrem Werdegang beispielhaft, was man mit dem Stiften bewirken kann – nämlich das Fundament für ein über viele Generationen reichendes Engagement für das Gemeinwesen zu legen. So hat es die Stiftung seit ihrer Gründung im 18. Jahrhundert immer wieder verstanden, Menschen für den Einsatz für Benachteiligte zu gewinnen und mit ihren Stiftungserträgen dauerhaft den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern.

Was soll man einer Stiftung wünschen, die in Anlehnung an ihre Herkunft das aufgerichtete Segel sowie helfende Hände in ihrem Signet trägt? Ich wünsche ihr stets so viel Rückenwind, dass das Segel der Stiftung prall gefüllt ist. Und weil die Stiftung alle Hände voll zu tun hat, hoffe ich, dass es ihr auch in Zukunft gelingen möge, viele Menschen dafür zu begeistern, ihre helfenden Hände in den Dienst der guten Sache zu stellen. In diesem Sinne wünsche ich der Koepjohann'schen Stiftung für die Zukunft viel Erfolg.

Michael Müller, Regierender Bürgermeister von Berlin



300 Jahre sind eine sehr lange Zeit. Insofern sagt es eine Menge aus, wenn ein Name und das, was sich an Güte und Barmherzigkeit mit ihm verbindet, auch nach drei Jahrhunderten noch Strahlkraft besitzt. Als Johann Friedrich Koepjohann 1717 als Sohn eines Schiffbauers geboren worden war, konnte niemand ahnen, dass sich mit dem Namen dieses Jungen dereinst etwas Einzigartiges verbinden würde. Etwas, das die soziale Anmutung von Berlin-Mitte nun schon seit mehr als 225 Jahren in nicht unerheblichem Maße mitbestimmt. Man schrieb das Jahr 1792, als Johann Friedrich Koepjohann gegen Ende eines erfüllten Lebens in seinem Testament verfügte, den Hauptteil seines Vermögens zu stiften – für bedürftige Witwen und Waisen. Die Geburtsstunde der Koepjohann'schen Stiftung.

Johann Friedrich Koepjohann wurde auf dem Friedhof der Sophiengemeinde neben seiner Frau, die 16 Jahre vor ihm starb, beigesetzt. Wer dieser Mann war und was ihn trieb, lässt sich erahnen, betrachtet man das Grabmal, das er für seine Elisabeth errichten ließ. Sie sei ihm „eine geliebte Ehegattin“ gewesen, heißt es dort, und sie habe „in Wohltätigkeit, Fleiß und Gottesfurcht“ gelebt. Wer genau hinschaut, erkennt ein Lächeln im Gesicht des Engels. Warum das so ist, kann man am Grabmal nachlesen: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach“. So steht der fröhliche Engel gleichsam für die Eheleute Johann Friedrich und Maria Elisabeth Koepjohann. Und für ihre gütige Großzügigkeit.

Fröhlichkeit, ein Stichwort, das gut geeignet ist, um die beiden Jahrestage zu würdigen, die sich 2017 mit dem Namen Johann Friedrich Koepjohann verbinden. Koepjohann'sche Stiftung – das ist heute auch ein Besuchsdienst für ältere Menschen im Kiez; das ist das Projekt für wohnungslose Frauen, der Frauentreffpunkt Sophie; das ist das Projekt Känguru, das sich an Familien mit Säuglingen und Kleinkindern in Krisensituationen wendet. Und vor allem ist auch das Teil der Stiftungsarbeit im Namen Koepjohanns: die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen, Frauen und Senioren im Kieztreff Koepjohann.

Zu alledem gratuliere ich Ihnen herzlich. Möge es Ihnen gelingen, den Stiftungsgedanken weiterhin erfolgreich und mit Fröhlichkeit auch in schwierigen Lebenssituationen in die Zukunft zu tragen.

Stephan von Dassel, Bezirksbürgermeister Berlin-Mitte



Auch im Jahr des großen Reformations-Jubiläums ist das 225-jährige Bestehen der Koepjohann'schen Stiftung ein außerordentlich bemerkenswertes Ereignis. Dazu gratuliere ich von ganzem Herzen. Es gibt heute wenige soziale Stiftungen aus dieser Zeit. Ihrem Werden und Wirken nachzugehen, ist ein spannender Gang durch die Geschichte der sich entwickelnden Stadt Berlin.

Johann Friedrich Koepjohann war es ein besonderes Anliegen, die Witwen und Waisen seiner Familie und auch der Sophiengemeinde zu unterstützen. In den folgenden Jahrhunderten kam das – je nach finanzieller Lage – vielen Bedürftigen zugute. Und die Unterstützung von in Not geratenen Frauen war besonders wichtig und segensreich, da es in der damaligen Zeit keine geregelte soziale Fürsorge gab.

Die Stiftung ist nun ganz im Hier und Heute angekommen, und der Stiftungszweck, Witwen und Waisen zu unterstützen, ist erweitert worden. Die drängenden Nöte der heutigen Zeit wurden mit in die Arbeit aufgenommen. Ihre jetzigen Aktivitäten und Engagements sind beeindruckend. Menschen, besonders Frauen mit ihren Kindern, die durch unser soziales Netz fallen, finden hier eine Anlaufstelle und Hilfe. Es gibt jetzt Wohn- und Beratungsmöglichkeiten für Obdachlose. Der Besuchsdienst betreut Pflegebedürftige zuhause und organisiert auch Aktivitäten in Pflegeheimen. Nicht zu vergessen sind der Frauentreff und Kieztreff Koepjohann sowie die Einrichtung Känguru, wo sich Eltern mit Kindern hinwenden und Unterstützung finden können.

Die umfangreiche Arbeit der Stiftung wäre ohne haupt- und ehrenamtliche Mitarbeit nicht zu leisten. Am Erfolg der Stiftung haben viele Menschen mitgeholfen, heute wie damals. So wünsche ich allen, die hier aktiv sind, Freude an ihren Aufgaben. Möge die Arbeit der Stiftung weiterhin segensreich wirken.

*Ulrike Trautwein
Generalsuperintendentin für den Sprengel Berlin der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz*

„Mit offenen Augen,
Ohren und Herzen.
225 Jahre und kein
bisschen veraltet.“
(Barbara Eschen)

© Historische Aufnahme: W. Feyerabend | Zum Wohle der Witwen und Waisen | Johann Friedrich Koepjohann und die Koepjohann'sche Stiftung
© Diakonie Berlin-Brandenburg/Nils Bornemann

225 Jahre und kein bisschen veraltet. Die Koepjohann'sche Stiftung hat eine bewegte Geschichte hinter sich und immer wieder neue Wege gebahnt, um das Anliegen ihres Stifters, Witwen und Waisen in der Spandauer Vorstadt zu unterstützen, fortzuführen. Mit offenen Augen, Ohren und Herzen haben die Vertreter der Stiftung ihre Arbeit zugunsten benachteiligter Frauen und Kinder weiterentwickelt. Mit geeigneten Partnern zusammenzuarbeiten, ist ihr Erfolgsrezept.

„Gemeinsam arbeiten, gemeinsam entscheiden. Die Mitarbeitenden der Stiftung haben immer ein offenes Ohr für Menschen in ihrem Wirkungsfeld. Nicht allein, sondern immer auf Augenhöhe gleichberechtigt mit den Mitgliedern, Trägern und vor allem mit den Besuchern der unterschiedlichen Angebote.“ So erlebt das Diakonische Werk Berlin Stadtmitte e. V. die Zusammenarbeit mit der Koepjohann'schen Stiftung. Gemeinsam fördern sie Bewährtes, initiieren Neues, entwickeln Ideen und bringen Projekte in der Spandauer Vorstadt voran. Geschäftsführerin Evi Gülzow erinnert sich: „Zuerst war es die Beratung der Koepjohann'schen Frauen durch unser Projekt ‚Pflege in Not‘. Alles rund um die Pflege wurde angesprochen und beraten. Daraus entwickelte sich eine weitere vertrauensvolle Zusammenarbeit. Bei der Einrichtung des Frauentreffpunkts Sophie konnten wir unsere Erfahrungen in der Arbeit mit Wohnungslosen in Kreuzberg weitergeben. Der Standort wurde ein begehrter Ort für Frauen ohne festes Zuhause. Die Stiftung hat sich damals ganz bewusst entschieden, gerade in der feinen Gegend im Umkreis des S-Bahnhofs Friedrichstraße dieses Angebot zu installieren. Als wir unser Projekt für wohnungslose Frauen in der Wrangelstraße konzipierten, kam Hilfe von den Kolleginnen aus dem Frauentreffpunkt Sophie, die wiederum ihre inzwischen mannigfaltigen Erfahrungen mit wohnungslosen Frauen an uns weitergeben konnten. Es war immer von beiden Seiten ein solidarisches Geben und Nehmen, was uns miteinander



verbunden hat. So konnten neue Ideen, wie die Tieckstraße als Ort für Frauen, wachsen und miteinander entwickelt werden.“

Besonderes Engagement widmet die Koepjohann'sche Stiftung außerdem der Einrichtung Känguru, einem Kooperationsprojekt mit den Diakonischen Werken Berlin Stadtmitte und Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Dieses Ehrenamtsangebot unterstützt mit fachlicher Begleitung Frauen mit kleinen Kindern vor und nach der Geburt. Stifter Koepjohann würde dieses Engagement gefallen.

In diesem Sinne wünsche ich der Stiftung für die nächsten 225 Jahre erfolgreiches soziales Engagement. Bleiben Sie auf dem Weg des Zusammenwirkens und fördern Sie die Vielfalt in Ihrem Stiftungsgebiet! Ich danke Ihnen mit den Partnern der Diakonie herzlich für die kreative und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Wir freuen uns auf eine ideenreiche Zukunft. Auf allen Wegen möge Gott Sie mit seinem Segen begleiten und Ihre Aktivitäten zum Wohle von Menschen in der Spandauer Vorstadt werden lassen.

Barbara Eschen
Direktorin Diakonisches Werk
Berlin-Brandenburg-schlesische
Oberlausitz e.V.

V O R S T A N D



Ü B E R U N S E R E N G A G E M E N T

Prof. Dr. Philipp Enger – Vorstandsvorsitzender

„Die Vorstandsarbeit ist für mich gelebte Demokratie – im doppelten Sinne: bürgerschaftliches Engagement und kollektive externe Aufsicht. Ohne effektive, transparente Organisationen des Dritten Sektors gibt es keine Demokratie.“

Dr. Christine Schlund – Stellvertretende Vorstandsvorsitzende

„Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“, lautet ein berühmtes Diktum von Dietrich Bonhoeffer. Worin besteht dieses „für“ in der Spandauer Vorstadt im Jahr 2017? Diese Frage bestimmt unser Handeln in der Kirchengemeinde am Weinberg und in der Koepjohann’schen Stiftung gleichermaßen. Und wer sind heute eigentlich die „Witwen und Waisen“, die in der Bibel für besondere Schutzbedürftigkeit stehen und die Johann Friedrich Koepjohann in seiner großzügigen Stiftung bedacht hat? Diese Überlegung finde ich spannend – und wichtig, damit wir aus ganzer Kraft für die Menschen da sein können, die uns brauchen.

Beate Kratochwil – Vorstandsmitglied

„Ich arbeite gern ehrenamtlich in der Stiftung. Wir können relativ unkompliziert neue Projekte anstoßen. Wir sind nur durch unsere Satzung gebunden, in einem Gebiet, das gut zu überschauen ist. Um dort helfen zu können, wo es nötig ist – dies sind ideale Bedingungen.“

Rosemarie Dittrich – Vorstandsmitglied

Die Erfahrungen meines langjährigen Engagements in der Sophiengemeinde bringe ich nutzbringend in meine Vorstandstätigkeit ein. Somit kann ich viel mehr für in Not geratene Menschen bewegen.

Doris Hensel – Vorstandsmitglied

„Ich unterstütze die Arbeit in der Stiftung seit vier Jahren. Neben unseren sozialen Projekten liegt mir die Fortführung unseres Besuchsdienstes für hilfsbedürftige alte Menschen am Herzen. Diese Einrichtung stellen wir gerade neu auf und werden damit hier im Kiez einen Akzent setzen.“

Janka Haverbeck – Vorstandsmitglied

„Ich finde es wichtig, sich zu engagieren und bin sehr dankbar, dass mich unser damaliger Geschäftsführer Siegfried Kleimeier für diese Vorstandstätigkeit vorgeschlagen hat. Ich wohne im Stiftungsgebiet, kenne das Umfeld und bin gut vernetzt. Da entstehen ganz wunderbare Synergien, für die es sich einzusetzen lohnt.“

Sven Aumann – Vorstandsmitglied

„Ich freue mich, dass ich mich aufgrund meiner beruflichen Expertise als Architekt in den Bereichen Immobilien und Finanzen ehrenamtlich in einer Stiftung einbringen kann, deren Stiftungskapital aus Immobilien besteht.“



Als Geschäftsführende der Koepjohann'schen Stiftung gefällt es uns, in einem Stadtteil zu arbeiten, in dem ein wohlhabender Bürger schon vor 225 Jahren eine Stiftung gegründet hat, die benachteiligte Frauen und Kinder unterstützt und fördert. Dass diese Stiftung bis zum heutigen Tage existiert und keiner und kein Staat es geschafft hat, die guten Taten der Stiftung zu stoppen, motiviert uns und unsere vielen Ehrenamtlichen. Es gelingt uns, als kleine Stiftung große Wirkung zu entfalten, insbesondere durch die vielfältigen Kooperationen mit kreativen Menschen. Uns allen ist gemein, dass wir die gesellschaftlichen Herausforderungen gemeinsam und entschlossen angehen. Durch Immobilienbesitz und eine professionelle Bewirtschaftung ist eine gesunde Ertragslage entstanden, die uns unabhängig vom Mainstream macht und basisorientiertes (unmittelbares) Arbeiten ermöglicht. So können wir uns unter anderem für das KLIK in der Torstraße einsetzen, einem Projekt für junge Obdachlose. Dem KLIK sind aktuell durch die WBM, einer landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft, die Räume gekündigt worden. Das verstimmt uns sehr, fördern und begleiten wir doch dieses

Projekt seit vielen Jahren. Immer wieder müssen wir feststellen, dass die öffentliche Hand kaum Möglichkeiten entwickelt, notwendige Sozialprojekte zu unterstützen und zu fördern.

Wir wünschen uns mehr Beachtung für die armen und notleidenden Menschen und dass sich die Zahl der Obdachlosen, unter ihnen viele Frauen mit ihren Kindern, deutlich reduziert. Wir fordern bezahlbaren Wohnraum für alle Menschen und ebenso bezahlbare Gewerbeflächen für wichtige soziale und kulturelle Projekte. Wir engagieren uns für eine Gesellschaft, in der jeder Mensch unabhängig von Herkunft, Alter und Geschlecht in Würde glücklich leben kann.

*Heidrun Lüdtke,
Geschäftsführerin für Sozialmanagement
Volker Devermann,
Geschäftsführer für Finanzen und Immobilien*



Ein Sprung ins kalte Wasser – das war mein Start bei der Koepjohann'schen Stiftung. Mein Vorgänger war aus Krankheitsgründen ersatzlos ausgefallen und das Büro quasi verwaist. Herr Devermann kam vorbei, um mir in aller Kürze zu erklären, worum es ging, und dann sollte ich das Schiff auf Kurs halten. Dazu muss ich sagen, dass die Arbeit der Stiftung damals nicht so komplex war wie heute. Es gab weder eigene noch geförderte Projekte, nur die Unterstützung der Koepjohannitinnen mit den heute noch bestehenden Veranstaltungen: der Dampferfahrt im Juni und der Adventsfeier im Dezember. Nachdem es dem Vorstand nach langen und zähen Verhandlungen mit der Stiftungsaufsicht gelungen war, die Satzung zu verändern, wurde das Stiftungsgebiet über die Spandauer Vorstadt hinaus auf das gesamte Gebiet der Sophiengemeinde (heute: Ev. Kirchengemeinde am Weinberg) erweitert. Darüber hinaus konnten die Stiftungsmittel nun nicht mehr einzig den Witwen und Waisen aus der Stifterfamilie und denen aus der Gemeinde zugutekommen, sondern auch „sonstigen Bedürftigen“ im Stiftungsgebiet.

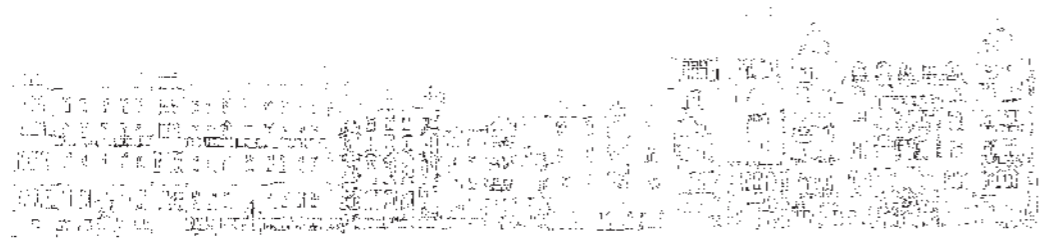
Das war ein enormer Fortschritt, denn diese Formulierung ermöglichte es der Stiftung, ihre Arbeit auf Projekte anderer sozialer Träger auszuweiten. Nachdem damit gute Erfahrungen gesammelt worden waren, konnten auch eigene Einrichtungen gegründet werden. Die erste war der Besuchsdienst, der Besuche von Ehrenamtlichen bei alleinstehenden pflegebedürftigen Menschen ermöglichte, um sie

wieder mehr am Leben teilhaben zu lassen. Später kamen weitere Einrichtungen dazu: der Frauentreffpunkt Sophie, Känguru und der Kieztreff Koepjohann.

Damit verschob sich der Akzent der Stiftungsarbeit weg von der rein materiellen Unterstützung hin zu einer lebenspraktischen. Diese Mischung macht auch heute das Besondere der Arbeit der Koepjohann'schen Stiftung aus: Die Zuwendungsempfängerinnen aus der Gemeinde, die Koepjohannitinnen, erhalten eine finanzielle Förderung. Darüber hinaus veranstaltet die Stiftung für sie eine Dampferfahrt im Sommer und vor Weihnachten eine festliche Adventsfeier – Tradition seit vielen Jahrzehnten. Außerdem werden die Koepjohannitinnen in praktischen Fragen wie zum Beispiel bei einem geplanten Umzug ins Pflegeheim beratend unterstützt.

Mit den Arbeitsfeldern der Stiftung sind auch meine Aufgaben gewachsen. Aus dem kleinen Schiffchen ist ein ziemlich großer Kahn geworden, der gewartet werden will. Aber ich muss das nicht mehr alleine tun: Wir sind inzwischen ein Team, und ich bin sehr froh und auch dankbar dafür.

Ute Stefan leitet seit 1999 das Stiftungsbüro.



Johann Friedrich Koepjohann – Eine biografische Skizze

Über das Geburtsdatum von Johann Friedrich Koepjohann schweigen sich die Kirchenbücher der Dorotheenstädtischen Kirche Berlins aus. Nur seine Taufe ist vermerkt. Sie fand am 17. Dezember 1717 statt und dürfte bald nach der Geburt erfolgt sein, wie es mit Blick auf die hohe Sterblichkeit Neugeborener üblich war. Ob die Eltern, der Schiffbaumeister Martin Koepjohann und seine Frau Elisabeth, geb. Erdmann, den Tauftermin selbst gewählt oder von der Pfarrei zugewiesen bekamen, wissen wir nicht. Als gottesfürchtige Menschen des 18. Jahrhunderts wird ihnen die Symbolik der Zahl 17 jedoch kaum verborgen geblieben sein. Der siebzehnte Tag steht im Alten Testament für den Beginn der großen Flut wie auch für deren versöhnliches Ende durch die Errettung der Arche. Dass ihnen nach vier Töchtern doch noch der Wunsch nach einem Stammhalter erfüllt worden war, wird dem Ehepaar – Zahlensymbolik hin oder her – jedenfalls als ähnlich glückliche Fügung erschienen sein.

Friedrich, so sein Taufname (den zweiten Vornamen Johann legte er sich später selbst zu), wuchs in behüteten Verhältnissen auf. Anzunehmen ist, dass er die Elementarschule der Dorotheenstadt besuchte, zu der das elterliche Anwesen am Schiffbauerdamm 12 gehörte. Eine weiterführende Bildungseinrichtung blieb ihm hingegen verwehrt, weil er als einziger Sohn naturgemäß auf die Nachfolge im väterlichen Betrieb vorbereitet wurde. Dieser zählte allerdings zu den modernsten seiner Art in der preußischen Hauptstadt. Martin Koepjohann, aus Havelberg stammend, hatte sein handwerkliches Rüstzeug in der dortigen Kurfürstlichen Seeschiffswerft erworben. Holländischen Fachleuten, seinerzeit führend im Schiffbau, oblag die Oberaufsicht des 1688 gegründeten und bis 1694 bestehenden Unternehmens.

Ein schwerer Schlag traf die Familie, als der Vater 1734, im 55. Lebensjahr, starb. Friedrich war minderjährig und noch nicht geschäftsfähig. Elisabeth Koepjohann, anscheinend couragiert genug, übernahm die Firma und führte sie

bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes weiter. 1737 erwarb dieser das Bürgerrecht als Voraussetzung, einem bürgerlichen, das heißt selbstständigen Beruf nachzugehen, und trat gleichzeitig die Leitung der Schiffbau-Anstalt an.

1740 bestieg Friedrich II. den Thron. Der junge König holte Künstler und Gelehrte nach Preußen. Allenthalben wurde gebaut. Das Opernhaus Unter den Linden, als erster Prachtbau des geplanten Forum Fridericianum, entstand. Frachtschiffe wurden gebraucht, um die Baustoffe zu transportieren. Eine königliche Ordre verfügte außerdem die Instandsetzung des Finowkanals, der eine direkte Verbindung zur unteren Oder gewährleistete. Der Plauer Kanal als Zufahrt zur oberen Elbe wurde fertiggestellt.

Längst aber warfen die Schlesischen Kriege (1740-1763) ihre Schatten voraus. Insbesondere der letzte Schlesische Krieg, der Siebenjährige Krieg, stürzte das Land in eine tiefe wirtschaftliche Depression. Staatliche Bauvorhaben wurden gekürzt oder ganz gestoppt. Um den Krieg zu finanzieren, hatte der König darüber hinaus schlechtere Münzen prägen lassen und eine Inflation verursacht. Unter diesen Umständen wuchsen auch für Schiffbauer die Bäume nicht in den Himmel.

Mit Tatkraft und Geschick scheint Johann Friedrich Koepjohann seine Werft durch das Auf und Ab der Zeiten geführt zu haben. Hilfreich waren nicht zuletzt seine guten Verbindungen zum Militär, namentlich zum Chef des 1. Preußischen Artillerieregiments und späteren Generalinspekteur der gesamten Artillerie Friedrich Ludolf v. Meerkatz. Für die schnelle Verlegung von Kanonen und Munition an die Kriegsschauplätze wurden Schiffe dringend benötigt. Neubau und Reparaturen werden die Auftragsbücher gefüllt haben. Ein lukratives Geschäft. Dem Obristen und nachmaligen Generalmajor v. Meerkatz, der sich wie er aus

einfachen bürgerlichen Verhältnissen hochgearbeitet hatte, blieb Koepjohann ein Leben lang in Freundschaft verbunden.

Teile seiner Gewinne steckte der Schiffbaumeister in den Erwerb von Grundstücken und vergrößerte damit den Familienbesitz erheblich. Zum Wohn- und Stammsitz wurde der Schiffbauerdamm 8. Seit 1740 mit Maria Elisabeth Stahlberg, Tochter des Dorfwirts von Französisch-Buchholz, verheiratet, hatte er auch privat sein Glück gefunden.

Leider blieb die Ehe kinderlos. Der bis dahin vom Schicksal Begünstigte muss das schmerzhaft empfunden haben. Die Frage, für wen all die Mühsal und irdischen Güter nütze sein sollten, stellte sich wohl immer dringlicher. 1757 trat Friedrich Koepjohann erstmals als Wohltäter hervor. Der Taufkirche seiner Frau in Bötzow (Oberkrämer) stiftete er eine neue Turmspitze und einen Altar.

1774 wurde der Schiffbauerdamm von der Dorotheenstädtischen Gemeinde abgetrennt und dem Sprengel der Sophienkirche in der Spandauer Vorstadt zugeschlagen. 1784 erhielt Christian Ernst Kührtze das Amt als zweiter Prediger an Sophien. Zwei Jahre später rückte er an die erste Stelle und „erwarb sich bald die Liebe seiner Gemeinde und diente ihr trotz seiner Kränklichkeit bis zu seinem Tode treu und gewissenhaft“, wie die Chronik vermeldet. Als zweiter Pfarrer stieß 1786 Karl Gottlieb Schultze hinzu und hielt seine Antrittspredigt über Matthäus 5, 20-26 „Von den schädlichen Folgen der eingebildeten Frömmigkeit“. Das alles wird den glaubensfesten, der Institution Kirche aber durchaus skeptisch gegenüberstehenden Koepjohann, den das Zeitalter der Aufklärung geprägt hatte, beeindruckt und dem Gemeindeleben näher gebracht haben.

Beredter Ausdruck dafür ist die Orgel in der Sophienkirche, deren Bau von ihm finanziert wurde. Die Aufstellung des imposanten Instruments erforderte die Errichtung einer neuen Empore, für die er ebenfalls die Kosten übernahm. Pastor Kührtze überwachte mit Umsicht die Arbeiten.

Zweifellos bestärkte dies das Vertrauen der beiden Männer zueinander. Und es war wohl Kührtzes Einfluss zuzuschreiben, dass der 75-Jährige auf dem Sterbebett eine weitreichende testamentarische Regelung traf. Hatte Koepjohann zunächst nur Bedürftige aus der eigenen Verwandtschaft im Blick gehabt, die nach seinem Tod dauerhaft Hilfe erhalten sollten, so verfügte er nun die Gründung einer Stiftung, die allen armen Witwen und Waisen der Sophiengemeinde Zuwendungen gewährte.

Um aber weder kirchlichen noch staatlichen Stellen die alleinige Aufsicht über die Körperschaft und deren Vermögen zu überlassen, legte er fest, dass das Leitungsgremium paritätisch – mit kirchlichen und weltlichen Vertretern – zu besetzen sei. Eine Entscheidung, die der Stiftung über die Zeitläufte hinweg die Existenz gesichert hat.

Aus dem Stiftungskapital wurden auf dem ehemaligen Werftgelände im Laufe des 19. Jahrhunderts die Wohn- und Geschäftshäuser an der Albrechtstraße 14-16 und Anfang des 20. Jahrhunderts der Eckkomplex am Schiffbauerdamm 8/Albrechtstraße 13 erbaut. Damals wie heute fließt der Gewinn aus den Mieteinnahmen der Stiftung zu, die neben den Witwen, den Koepjohannitinnen, inzwischen auch andere soziale, kulturelle und konfessionelle Projekte initiiert und unterstützt.

Am 17. Dezember 2017 jährt sich das Taufdatum des wohltätigen Schiffbaumeisters zum 300. Mal.

Es sollte Anlass zu der begründeten Hoffnung geben, dass seine Stiftung weiterhin den Stürmen der Zeit trotzt, um Menschen in Not Hilfe zu bringen.

Wolfgang Feyerabend

*„Manchmal werden Menschen
auch durch Konfrontationen
zu guten Partnern und später
sogar zu Freunden.“*

(Martin-Michael Passauer)

Als Vorsitzender des Vorstands der Koepjohann'schen Stiftung war ich Anfang der 1990er Jahre gleichzeitig Superintendent des Kirchenkreises, zu dem die Sophiengemeinde gehörte. Bei Baubesprechungen, in denen es um Überlegungen zur St. Elisabeth-Kirche und angrenzenden Gebäuden ging, saß auch der Kreuzberger Architekt Siegfried Kleimeier mit am Tisch. Menschlich ausgesprochen freundlich, stets hörbereit, offen für alle Fragen und mit dem festen Willen ausgestattet, dem Ost-Kirchenkreis zu helfen, investierte er Kraft, Zeit und auch Geld. Aber über Letzteres wurde nie gesprochen. Das veranlasste ihn, bei einer der nächsten Sitzungen unmissverständlich klar den Auftraggeber auch an seine finanziellen Pflichten zu erinnern. Diese Einlassung war weder unberechtigt, noch verletzend, noch der Ausdruck einer materiellen Gesinnung. Im Gegenteil: Die Botschaft war so unmissverständlich und klar, dass der Superintendent unmittelbar zum Handeln genötigt wurde. Eine Klarheit, die sich seitdem bei mir mit dem Namen „Kleimeier“ verbindet. Diese menschliche Größe hat auch mich so beeindruckt, dass ich ihm gerne eine Mitverantwortung in unserer Koepjohann'schen Stiftung übertragen wollte. Der Vorstand ermutigte mich, dies auch zu tun. Mit meiner Anfrage wurde ich nicht enttäuscht. Denn zu seinem Wesen, das wir alle später noch viel genauer kennen und schätzen lernten, gehörte auch die Warmherzigkeit, mit der er die Anfrage beantwortete. Überhaupt nicht nachtragend, nahm er die Anfrage gerne an und wurde zu einem unersetzbaren Berater des Vorstands und Begleiter in Baufragen. Als es später darum ging, ein größeres Grundstück zu verkaufen, um Schulden zu tilgen und in den vorhandenen Häusern eine Grundsanierung voranzutreiben, empfahl er den Finanzfachmann Volker Devermann. Der kam, wie Herr Kleimeier auch, aus dem benachbarten Kreuzberg und hatte dort vor 1989 viele Erfahrungen mit stadtteilbezogenem Bauen und Verkehrsberuhigungen gesammelt. Er war

bei all diesen Aktivitäten der Finanzfachmann. Ebenso ein immer freundlicher, den Menschen und seinem Auftrag zugewandter Mann, in der Sache kompetent und im Umgang mit dem Vorstand sehr vertrauensvoll. So profitierte die Stiftung von zwei Männern, die sich gut kannten, weil sie über weite Strecken wichtige Erfahrungen miteinander gemacht hatten. Unsere anfängliche Zurückhaltung gegenüber zwei Fachleuten, die sich gut kannten, aber uns, die DDR, die Gemeinde und die Stiftung nicht, wurde schnell zerstreut. Jeder hatte seinen Fachbereich, wusste seine Grenzen zu setzen und unterstellte sich in allen Fragen unkompliziert dem Vorstand. Sicher war es auch für sie schwierig, den Fragen von DDR-Bürgern zu begegnen, die mit Banken, Fonds, Anlagen und Cash Flows überhaupt keine Erfahrungen hatten. Geduldig und beharrlich verhalten beide der Stiftung zu einer dauerhaften finanziellen und baulichen Grundsanierung. Bis heute kann der Vorstand auf diese Fachkompetenz zurückgreifen. Auch im Umgang mit Mietern, deren Erwartungen und Forderungen, wurde immer der Transparenz und der Fairness der Vortritt gelassen. Ob bei Dampferfahrten oder Weihnachtsfeiern, bei denen besonders an den Stifter gedacht wurde, wünschte ich mir, er wäre dabei und könnte sich darüber freuen, wie verantwortlich und in seinem Sinne diese Stiftung am Leben erhalten wird. Auch dank beider Fachberater können heute Ehrenamtliche, gleich welcher beruflichen Profession, diese beeindruckende Stiftung getrost weiter leiten und begleiten.

Martin-Michael Passauer war ab 1984 Pfarrer der Sophiengemeinde und ab 1996 Generalsuperintendent des Sprengels Berlin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg. Dem Vorstand der Koepjohann'schen Stiftung gehörte er von 1984 bis 2008 an.

„Meine Mitarbeit in der Stiftung zählt zu meinen schönsten Erfahrungen im Ehrenamt.“

Janka Haverbeck spricht mit Beate Kratochwil über Rückblicke, Ausblicke und neue Herausforderungen innerhalb der Stiftungsarbeit.

JH: Frau Kratochwil, rückblickend hat die Stiftung seit ihrer Gründung 1792 geschichtlich so einiges erlebt und überlebt – Weltkriege, Kaiser, Könige, finanzielle Notlagen, ein geteiltes Deutschland. Alles eindrucksvoll beschrieben in dem Buch über die Stiftung von Wolfgang Feyerabend „Zum Wohle der Witwen und Waisen“. Wie war der Stand der Dinge, als Sie in den Vorstand berufen wurden?

Als ich in den Vorstand berufen wurde, gemeinsam mit Matthias Guhl und Ralf Weller, gab es massive Probleme durch die dringend notwendigen Sanierungen der Wohnhäuser am Schiffbauerdamm und in der Albrechtstraße. Die Häuser waren in einem äußerst desaströsen Zustand, teilweise waren noch Schäden des Zweiten Weltkriegs sichtbar, Dächer waren Notdächer aus Dachpappe über fehlenden Geschossen. Die finanziellen Überlegungen, die Kontakte mit Architekten und Bauleitern waren sehr zeitintensiv, aber auch sehr lehrreich. Die Zusammenarbeit mit den Pfarrern Hildebrandt und Passauer, mit Henner Witt, dem ich den Vorschlag danke, in der Stiftung mitzuarbeiten, war ein großer Gewinn für mich in diesen Nachwendetagen. Die Arbeit war von viel Vertrauen und gemeinsam wahrgenommener Verantwortung geprägt.

JH: War Ihnen die Stiftung schon zu Zeiten der DDR bekannt?

Ich kannte die Stiftung zu DDR-Zeiten nicht. 1993 suchte ich nach einer Wohnung und zog 1996 in das noch sehr marode Gebäude Schiffbauerdamm 8 ein, was sich dann schnell änderte. Das Haus wurde saniert, der Fahrstuhl wurde wieder in Betrieb genommen, die Dächer gedeckt, Geschosse wieder hergestellt. Ich bewohnte den Teil einer sehr großen Wohnung, die aber schon lange geteilt war. Das Haus ist ein wahres Kleinod, allein der Hauseingang ist eine Hommage an den Jugendstil.

JH: Die Stiftung stand eine Zeitlang finanziell vor dem Aus. Was waren die ersten Schritte, die unternommen wurden, um aus dieser Notlage wieder herauszukommen? Und war es trotzdem möglich, dem Stiftungszweck nachzukommen?

1996 war deutlich, dass der Fortbestand der Stiftung nur gewährleistet ist, wenn es gelingt, das Grundstück in der Albrechtstraße 9/10 mit Zustimmung der Stiftungsaufsicht zu veräußern, um den anderen Häuserbestand zu „retten“. Dass dies gelang, ist maßgeblich dem Einsatz von Herrn Devermann zu danken. Seit 1995 hatten wir als Berater Herrn Kleimeier angestellt, der dann Herrn Devermann als Finanzberater für diese Aufgabe gewinnen konnte. Ich denke noch heute: Damit war der Grundstein für das spätere Prosperieren der Stiftung gelegt.

JH: Ich denke, der Stifter Johann Friedrich Koepjohann wäre beeindruckt, wie sein Wille weitergeführt wird. Er bedachte in seinem Testament seine Verwandtschaft, die seiner Frau und die Angestellten seiner Werft. Darüber hinaus hatte er einen Blick auf die sozialen Unterschiede in seiner Umgebung. Das ist vor allem nun unsere Aufgabe im Stiftungsgebiet, und wie wir wissen, soziale Unterschiede gibt es nach wie vor. Wohl gemerkt in Berlin-Mitte, einem der wohlhabendsten Stadtteile in Berlin. Wo sehen Sie dringenden Handlungsbedarf, dessen sich die Stiftung annehmen sollte?

Koepjohann hat als Ergebnis seiner Lebenserfahrungen den Witwen und Waisen seine Fürsorge angedeihen lassen, als Folge der Schlesischen Kriege, die er hautnah erlebt hatte. Das habe ich als einen wichtigen Wert schätzen gelernt. Menschen legen zu ihren Lebzeiten Dinge fest und verhindern damit oft Spekulationen und ähnliches, aber sie grenzen auch ein.



Beate Kratochwil, seit 23 Jahren das gegenwärtig am längsten amtierende Vorstandsmitglied, und Janka Haverbeck, seit 3 Jahren Vorstandsmitglied.

Dass uns 2000/2001 eine Satzungsänderung durch die Stiftungsaufsicht genehmigt wurde, die eine Erweiterung des Satzungsgebiets auf die fusionierte Gemeinde gestattete und die Förderung von Projekten für den im Testament genannten Personenkreis ermöglichte, gab den Weg frei für eine Entwicklung, die den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht und das Anliegen von Koepjohann aber weiterhin verfolgen kann.

Heute sollten wir gerade in Berlin-Mitte diesen Anspruch der abgehängten Menschen in unseren Mittelpunkt stellen und mit Projekten, die unser Logo tragen, deutlich machen, dass nicht alle Menschen am Wohlstand auf gleiche Weise teilhaben. Auch die individuelle Unterstützung wird und soll natürlich weiterlaufen.

JH: Koepjohann legte die Verantwortung der Stiftung in kirchliche und weltliche Hände, um keiner Seite das alleinige Bestimmungsrecht zu überlassen. Im Vorstand arbeiten immer auch zwei Pfarrer, aus der Landeskirche und aus der Gemeinde am Weinberg, mit. Ist diese Verteilung von Verantwortung ein Gewinn für die Stiftung?

Koepjohann war sehr klug beraten, als er seine Stiftung von zwei Seiten kontrollieren ließ. Er baute vor, dass keine Vereinnahmung durch

die eine oder andere Seite erfolgen konnte. Auch die Absicherung durch Grundbesitz hat sich vor allem im 20. Jahrhundert (Inflation und Weltwirtschaftskrise) als weitsichtig erwiesen.

JH: Frau Kratochwil – Ihr persönliches Resümee bezüglich Ihrer jahrelangen ehrenamtlichen Tätigkeit?

Meine Mitarbeit in der Stiftung zählt zu meinen schönsten Erfahrungen im Ehrenamt. Das hängt zum einen mit den Personen im Vorstand zusammen und auch mit den Möglichkeiten, die die Stiftung hat, um Projekte, zum Beispiel den Frauentreff Sophie, in einer Gegend zu eröffnen, in der „Frauen mit Lebensmittelpunkt Straße“, so die offizielle Bezeichnung, nicht so gern gesehen werden.

JH: Mich beeindruckt immer wieder, wie diese vielen und zeitweise auch schwerwiegenden Aufgaben gelöst wurden. Wir müssen uns unserer Verantwortung bewusst sein, etwas mitgestalten zu können und sollten uns den gesellschaftlichen Herausforderungen stellen. Als Stiftung können wir zivilgesellschaftliches Engagement fördern, aber auch Impulse in Politik und Gesellschaft setzen.

Acht Frauen aus der
Spandauer Vorstadt
und ihre beeindruckenden
Biografien

Den heutigen „Koeppjohannintinnen“ werden die Biografien von prominenten Frauen aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert gegenübergestellt, die in der Spandauer Vorstadt lebten:

Anna Louisa Karsch, die ihren Lebensunterhalt als freischaffende Schriftstellerin verdiente, *Lydia Rabinowitsch-Kempner*, eine Pionierin in den Naturwissenschaften, und die international bekannte Schauspielerin *Helene Weigel*, die nach dem Tod ihres Mannes Bert Brecht das Berliner Ensemble leitete.

Die Auswahl der Personen soll eine Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit versinnbildlichen und belegen, dass die Koeppjohann'sche Stiftung einerseits traditionsverbunden ist und andererseits die Intentionen des Stifters konsequent fortsetzt.

Gisela Nadoll stammt aus einer Familie, die nach 1945 den im heutigen Polen gelegenen Bauernhof in kürzester Zeit verlassen musste. Trotz der dramatischen Veränderung und des unerfüllt gebliebenen Wunsches, Kindergärtnerin zu werden, fand sie in Berlin als Verkäuferin eine Tätigkeit, die ihr sehr lag. Darüber hinaus betätigte sie sich ehrenamtlich in der evangelischen Herrnhuter Brüdergemeine. Auch wenn ihre unbeschwerte Kindheit durch die Vertreibung abrupt endete, ist sie nicht verbittert und steht mit den Bewohnern ihres Geburtsortes noch heute in guter Verbindung.

Über sieben Jahrzehnte lebt *Ingrid Karge* inzwischen in Berlin. Als Kind erlebte sie Luftangriffe auf die Hauptstadt und überstand die Kriegereignisse im Stadtteil Mahlsdorf. Ihr Berufswunsch, als Krankenschwester zu arbeiten, ließ sich nicht verwirklichen. Sie war damals

nicht bereit, im 1949 neu gegründeten zweiten deutschen Staat der Sozialistischen Einheitspartei beizutreten und wollte ihren evangelischen Glauben praktizieren. Ihre Ausbildung als technische Zeichnerin und ihre Fortbildungen bis zur Ingenieurin weisen auf einen für Frauen untypischen Karriereweg hin.

Gisela Schröder stammt aus einer bildungsbürgerlichen Familie und sollte Pharmazie studieren, um die Apotheke eines Onkels zu übernehmen. Für eine Frau ihrer Generation eine ungewöhnliche Perspektive. Aber schwere Krankheiten und das Kriegsgeschehen ließen es nicht dazu kommen. Nach kurzer Ehe zog sie allein zwei Kinder groß und verdiente den Unterhalt mit strapaziösen Nachtschichten bei der Post. Ihren beschwerlichen Weg zeichnete sie in Tagebuchform auf, um die Ereignisse im Rückblick zu reflektieren.

1921 wurde *Erika Schreiber* geboren. Seitdem hat sich ihre Adresse nie geändert. Ihre Kindheit und Jugend fiel in die Zeit der Weimarer Republik, und anschließend erlebte sie in Berlin die täglichen Gräueltaten der NS-Zeit. Nach Mittlerer Reife und solider Handelsschulbildung arbeitete sie in einem Stoffgroßhandel. Wohl berufsbedingt ist ihr Bewusstsein für Stil, das ihr in 96 Lebensjahren bis heute erhalten geblieben ist.

Wie aufschlussreich es sein kann, die eigene Familiengeschichte nicht aus den Augen zu verlieren, bewies *Christa Zieske*. Von ihrer verstorbenen Großmutter kam deren Bibel in ihre Hände. Darin befanden sich Unterlagen, die nach gründlicher Recherche ergaben, dass sie zu den Nachfahren von Johann Friedrich Koeppjohann und dessen Frau Marie Elisabeth gehört.

Dr. Marlene Kötzur

Anna Louisa Karsch

(1.2.1722 – 12.10.1791)

Johann Friedrich Koepjohann verfasste 1792 sein Testament, in dem er Verwandte und Mitarbeiter bedachte. Als Schiffbauer sehr erfolgreich geworden und christlichen Tugenden verpflichtet, entwickelte sich daraus die nach ihm benannte Stiftung.¹⁾

1792, ein Jahr nach dem Tod von Anna Louisa Karsch, erschien auch eine Ausgabe des „Berlinischen Musenalmanachs“, dessen Frontispiz ein grafisches Porträt von ihr zeigt.²⁾ In dem Band schildert die bereits unter ihren Zeitgenossen bekannte Schriftstellerin ihre wechselvolle und häufig beschwerliche Lebensgeschichte.³⁾ In Niederschlesien geboren, wuchs sie in bescheidenen Verhältnissen auf. Nach dem frühen Tod des Vaters lebte das Kind zwischen ihrem sechsten und zehnten Lebensjahr bei einem Großonkel, der ein Glücksfall für sie war, denn er brachte ihr Lesen, Schreiben, Rechnen und Latein bei. Als ihre Mutter sie nach einer erneuten Eheschließung zurückholte, musste Anna Louisa Vieh hüten und Hausarbeiten verrichten. Ihr Interesse an Literatur war geblieben, und sie begann, selbst Texte und Lieder für Geburtstage und Feierlichkeiten zu verfassen. Ihre poetischen Versuche wurden in der Familie aber nicht gern gesehen. Fünfzehnjährig wurde sie verheiratet. Trotz der vier Kinder, die sie bekam, und der Misshandlungen, die ihr der Mann zufügte, pflegte sie ihre Schreibambitionen weiter. Nachdem die Ehe geschieden war, heiratete Anna Louisa erneut. Aber auch diese Verbindung, aus der weitere Kinder hervorgingen, verlief für sie leidvoll, denn Daniel Karsch war ein gewalttätiger Alkoholiker.⁴⁾

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts prägten Konflikte Mitteleuropa, bei denen es hauptsächlich zwischen Preußen und Österreich darum ging, die an Bodenschätzen reiche Region Schlesien für sich zu vereinnahmen. Friedrich II. und Maria Theresia führten um das Gebiet Kriege, die Preußen für sich entscheiden konnte. Die folgenschweren politischen Ereignisse veranlassten Anna Louisa Karsch, ein Triumphlied für Friedrich II. zu verfassen und es dem Monarchen persönlich zu schicken. Die Eloge verbreitete sich per Flugblatt überregional und begründete Karschs Popularität. Sie verließ ihren zweiten Mann mit Hilfe einiger Personen, die sie förderten, und zog nach Berlin. Hier gelangte die Karschin, wie man sie nun nannte, in ein geistig inspirierendes Umfeld. Moses Mendelssohn, Gotthold Ephraim Lessing und andere schätzten ihre Lyrik. Besonders mit ihren Stegreifliedern war sie fester Bestandteil der blühenden Salonkultur der Stadt.

Zu den prominenten Intellektuellen gehörte damals Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der von Halberstadt aus – wo der vielseitig gebildete Dichter, Mäzen und Sammler das Amt des Domsekretärs innehatte – Brieffreundschaften mit namhaften Zeitgenossen wie Klopstock, Herder, Wieland und auch Karsch unterhielt. Diese intensive Korrespondenz vermittelt der Nachwelt als authentische Quelle anschaulich die schwierigen Bedingungen einer freiberuflich tätigen Frau um 1800, die mit ihrer Arbeit als Dichterin den Lebensunterhalt zu bestreiten versuchte.⁵⁾ Gleim veranlasste, dass ihr erster Gedichtband veröffentlicht wurde, wodurch ein kleines Einkommen gesichert war.

Denn obwohl als Dichterin gefeiert und sogar von Goethe hochgeschätzt, war ihre wirtschaftliche Situation alles andere als glänzend.⁶⁾ Häufig half ihr der bekannte Kupferstecher Daniel Chodowietzki. Bei einer Audienz in Schloss Sanssouci hatte Friedrich II. ihr zwar versprochen, sie finanziell zu unterstützen, ohne jedoch konkrete Maßnahmen zu veranlassen.⁷⁾ Erst sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. ließ für sie ein kleines, heute nicht mehr existierendes Haus am Hackeschen Markt (Neue Promenade 1) errichten. Dort verbrachte sie ab 1789 ihre drei letzten Jahre, bevor sie auf dem Sophienfriedhof in der Großen Hamburger Straße beigesetzt wurde. An einer Außenwand der Kirche befindet sich in die Fassade eingelassen eine Tafel mit der Inschrift: „Hier ruht / Anna Louisa Karschin / geborene Durbach / Kennst Wanderer sie nicht, / so lerne sie kennen.“⁸⁾ In der Nähe ihrer letzten Adresse ist eine Straße nach ihr benannt.



1) Dazu Wolfgang Feyerabend: Zum Wohle der Witwen und Waisen. Johann Friedrich Koepjohann und die Koepjohann'sche Stiftung, Berlin 2013, S. 58-62.

2) Siehe Karl Heinrich Jördes, Hg.: Berlinischer Musenalmanach, Berlin 1791-1792, Staatsbibliothek zu Berlin, Abteilung Historische Drucke, Signatur: Yf 121.

3) Ebd., S. 163-186 „Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin geb. Durbach“ (...) „wie er uns von der Dichterin selbst mitgeteilt worden.“

4) Ebd., S. 177.

5) Dazu ausführlich Inka Kording: (V)erschiedenes Ich. Individualität in der Briefliteratur des 18. Jahrhunderts – Louis Gottsched, Anna Louisa Karsch, Heinrich von Kleist, Epistema, Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 763, Würzburg 2014, S. 147-221. Karsch wechselte mit Gleim zwischen 1761 und 1791 über 1 000 Briefe.

6) Für Goethe, der Karsch in Berlin besuchte, war sie „eine Dichterin, die bloß die Natur gebildet hat“. Zit. nach Barbara Blum: Versunkene. Deutsche Dichterinnen des 18. Jahrhunderts, Berlin/Basel 2013, S. 70.

7) Kording, a.a.O., S. 171 ff.

8) Zit. nach Holger Hübner: Das Gedächtnis der Stadt. Gedenktafeln in Berlin, Berlin 1997, S. 48.

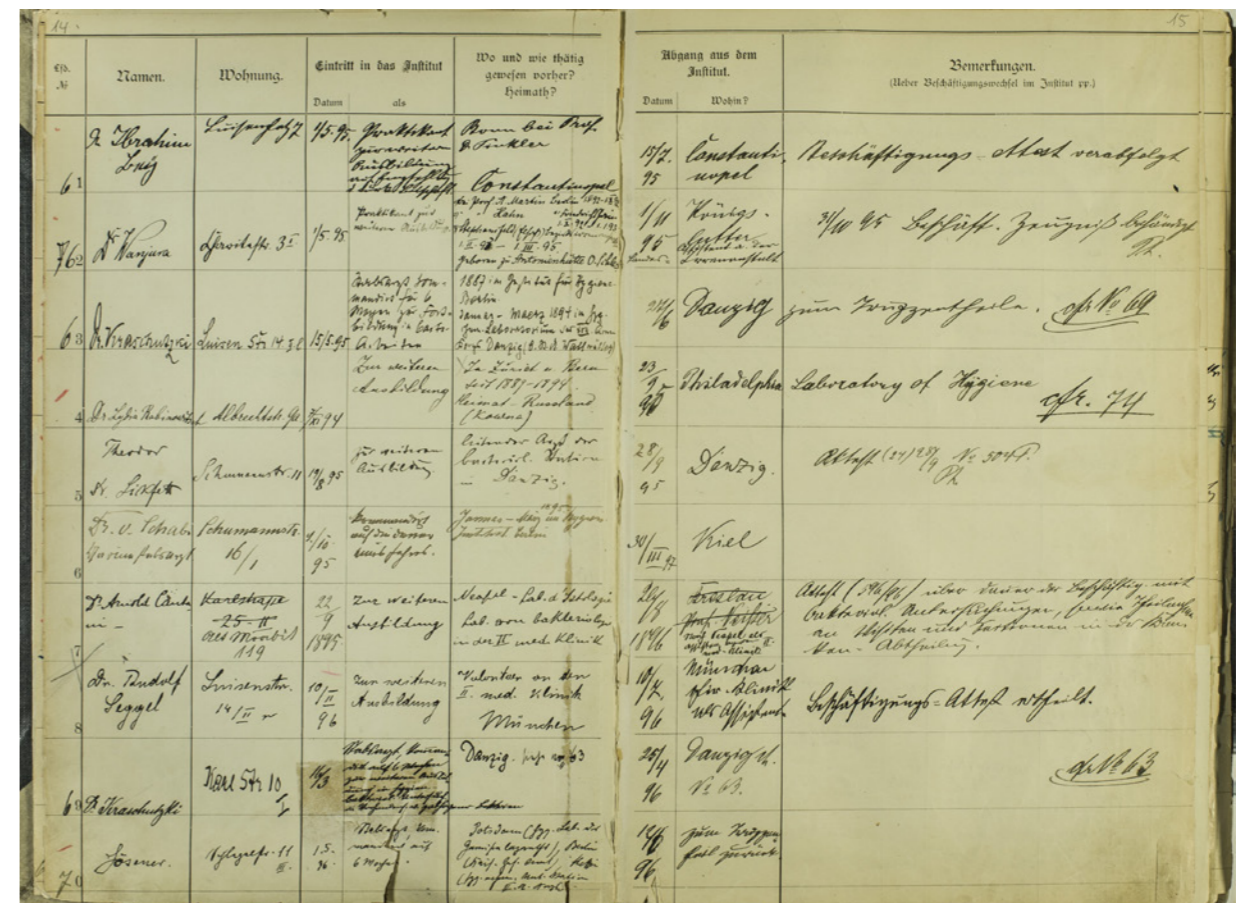
Lydia Rabinowitsch-Kempner (22.8.1871 - 3.8.1935)

Im historischen Verzeichnis der Mitarbeiter des Berliner Robert Koch-Instituts, bis 1912 Königlich Preußisches Institut für Infektionskrankheiten, gibt es zwei biografisch aufschlussreiche Eintragungen von Dr. Lydia Rabinowitsch. Die junge Naturwissenschaftlerin füllte die Spalten des Registers eigenhändig aus, und man erfährt, dass sie ab dem 7.11.1894 ihre Ausbildung an dieser Forschungsstätte vervollständigte und damals in der Albrechtstraße 9A, Bezirk Mitte, wohnte. Davor hielt sie sich von 1889 bis 1894 in Zürich und dann in Bern auf, ihr Heimatort war das russische Kowno. Sie verließ das Institut laut Vermerk am 23.9.1895, um an das Hygienelabor von Philadelphia/USA zu wechseln, kehrte aber 1896 zurück, um - entsprechend ihres zweiten Eintrags in das Mitarbeiterverzeichnis - hier vom 1. August bis 1. Oktober wieder tätig zu sein. In Amerika war sie Dozentin am Women's Medical College. Während dieses Aufenthalts war ihre Adresse Schiffbauerdamm 23, bevor sie nochmals für zwei Jahre in die Vereinigten Staaten ging.

Lydia Rabinowitsch stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Brauereibesitzerfamilie, die Wert auf Bildung legte, auch bei Mädchen.¹⁾ In ihrer Heimatstadt - dem heutigen Kaunas in Litauen - bestand sie das Abitur. Da die Schweiz das erste europäische Land war, das Frauen ab 1864 an Universitäten zuließ, ging Lydia Rabinowitsch nach Zürich und Bern. Zunächst immatrikulierte sie sich für philologische Fächer in der Absicht, Gymnasiallehrerin zu werden. Als aber ihr Interesse an naturwissenschaftlichen Themen zunahm, wechselte sie die Fakultät und studierte Biologie und Medizin. Ihr Studium schloss sie 1894 mit einer Dissertation ab, in der sie sich mit dem noch neuen Feld der Bakteriologie beschäftigte, das ihr Interessenschwerpunkt bleiben sollte.

Für die beruflich hochmotivierte Wissenschaftlerin gab es zur Entfaltung ihrer beruflichen Ambitionen keinen geeigneteren Ort als die Reichshauptstadt. Hier waren Robert Koch mit seinen Forschungen zu Krankheitserregern - wie unter anderem der Tuberkelbakterien - bahnbrechende medizinische Leistungen gelungen, für die er 1905 den Nobelpreis erhielt. An dem eigens für Koch zur Erforschung von Infektionskrankheiten gegründeten Institut war Lydia Rabinowitsch Assistentin. Zum Team des renommierten Wissenschaftlers gehörte auch Walter Kempner, den sie 1898 heiratete.²⁾ Das Paar bezog 1911 im Ortsteil Lichterfelde, Potsdamer Straße 58A, ein eigenes Haus, in dem Kempner seine Arztpraxis betrieb. Die Eheleute bekamen drei Kinder. Als Zeichen der Verbundenheit zu ihrem Forscher-Vorbild erhielt der erstgeborene Sohn dessen Vornamen, und Koch übernahm die Patenschaft.³⁾

Lydia Rabinowitsch-Kempner setzte ihre Karriere von ihrem Mann gefördert fort. Sie hatte sich als Tuberkulosespezialistin einen Namen gemacht und wurde über Fachkreise hinaus 1904 durch den sogenannten Berliner Milchkrieg bekannt.⁴⁾ Die Stadtverwaltung hatte Kochs Institut beauftragt, die Milch der Meierei Bolle zu untersuchen, da darin Tuberkelbazillen gefunden worden waren. Lydia Rabinowitsch-Kempner wies nach, dass durch die Milch tuberkulöser Kühe Menschen infiziert werden konnten. Der Konflikt eskalierte und wurde vor Gericht ausgetragen, weil die Molkerei für die Proben gekochte Milch geliefert und damit Betrug begangen hatte. Lydia Rabinowitsch-Kempner veröffentlichte kontinuierlich alle Ergebnisse ihrer Untersuchungen, profilierte sich als Grundlagenforscherin und brachte es im Laufe ihres Lebens auf ungefähr 100 Publikationen. Ab 1910 beteiligte sie sich an der Zeitschrift für Tuberkulose, die sie von 1914 bis 1933 redigierte. Ihre jahrelange wissenschaftliche Tätigkeit wurde 1912 gewürdigt, als Kaiser Wilhelm II. ihr als zweiter Frau in Preußen den Professorentitel verlieh.⁵⁾ Von Kochs Institut



wechselte sie an die Pathologie der Charité, um von 1920 bis 1934 das Bakteriologische Labor des Krankenhauses Moabit zu leiten.

Als Wissenschaftlerin war Lydia Rabinowitsch-Kempner per se Wegbereiterin für die Berufstätigkeit von Frauen. Ihren damals ungewöhnlichen Weg nahm sie nicht als selbstverständlich hin, denn sie setzte sich in der Frauenbewegung aktiv für die Gleichberechtigung ein und beteiligte sich 1899 unter anderem an der Gründung eines Vereins, der Studentinnen zinsfreie Darlehen gewährte.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete das abrupte Ende einer fulminanten Karriere: Wegen ihrer jüdischen Wurzeln wurde Lydia Rabinowitsch-Kempner 1934 gezwungen, frühzeitig in den Ruhestand zu treten. Sie wurde krank, starb kurz nach ihrem 65. Geburtstag und wurde auf dem Lichterfelder Parkfriedhof bestattet. Für ihre beiden Söhne leitete sie durch ihre Verbindungen in die Vereinigten Staaten noch Maßnahmen zu deren Emigration ein.

1) Detailliert untersucht wurde die Lebensgeschichte von Katharina Graffmann-Wecke: Lydia Rabinowitsch-Kempner (1871-1935). Leben und Werk einer führenden Persönlichkeit der Tuberkuloseforschung am Anfang des 20. Jahrhunderts, Herdecke 1999, zugl. Dissertation an Freie Universität Berlin, 1997.

2) Die Hochzeit fand bei einem medizinischen Kongress in Madrid statt, siehe Robert M.W. Kempner: Ankläger einer Epoche. Lebenserinnerungen. In Zusammenarbeit mit Jörg Friedrich, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1983.

3) Robert Kempner wurde Jurist und war 1945/46 stellvertretender Chefankläger der USA bei den Nürnberger Prozessen gegen Kriegsverbrecher.

4) Siehe Graffmann-Wecke, a.a.O., S. 85 ff.

5) Siehe Ärztinnen im Kaiserreich, www.geschichte.charite.de (Stand: März 2017).

Helene Brecht-Weigel

(12.5.1900 – 6.5.1971)

Im Mai 1949 erhielt die im Herbst zuvor mit ihrem Ehemann, dem Schriftsteller Bertolt Brecht, aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrte Schauspielerin die Nachricht, dass das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im damals sowjetischen Sektor Berlins der Gründung einer Theatergruppe zugestimmt hatte. Sie war als Intendantin vorgesehen, weshalb man anfangs auch vom Helene-Weigel-Ensemble sprach.¹⁾ Es sollte das Forum für die vor dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich von Brecht entwickelte neue Ausdrucksform von Bühnenkunst sein, die er „episches Theater“ nannte. Im Unterschied zur traditionellen Darstellungsweise ging es hier nicht darum, beim Publikum Mitgefühl zu wecken, sondern es durch kritische Distanz zum Mitdenken über die gesellschaftliche Situation zu bewegen – mit der didaktischen Absicht, politischen Veränderungen den Weg zu ebneten.

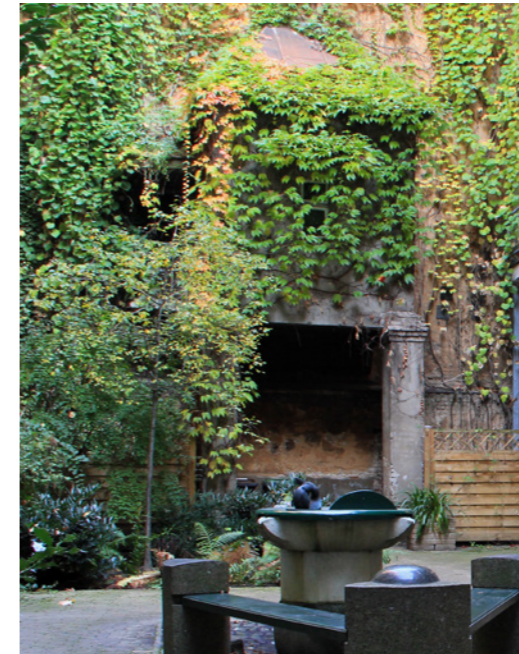
Helene Weigel hatte Brecht 1922 in Berlin kennengelernt, wo sie auf verschiedenen Bühnen zunächst in kleineren Rollen zu sehen war, aber durch ihr konzentriertes, intensives Spielen auffiel.²⁾ Die gebürtige Wienerin aus wohlhabendem jüdischem Haus hatte sich gegen den Willen ihrer Eltern als Siebzehnjährige zur Schauspielerin ausbilden lassen. Davor besuchte sie in ihrer Heimatstadt das reformpädagogische Realgymnasium von Eugenie Schwarzwald, eine liberale, koedukative Schule, die weibliche Emanzipation und soziales Verantwortungsbewusstsein förderte.³⁾

Der aus Augsburg stammende, zwei Jahre ältere Brecht konnte bereits früh als Dramatiker mit seinen Stücken an deutschen Bühnen reüssieren. Obwohl noch verheiratet mit der Sängerin Marianne Zoff und Vater ihrer Tochter sowie eines Sohnes aus einer unehelichen Verbindung, gingen Weigel und Brecht eine Beziehung ein, die trotz zeitbedingter Strapazen wie auch gelegentlicher persönlicher Disharmonie ihr ganzes Leben lang bestehen blieb. 1924 kam ihr erstes gemeinsames Kind, der Sohn Stefan, zur Welt, 1930 die Tochter Barbara. Nach seiner Scheidung heirateten Brecht und Weigel im April 1929. Affären

sollten eine Konstante in Brechts Biografie bleiben, denn neben der Ehefrau widmete er seine Aufmerksamkeit notorisch anderen Damen.⁴⁾ Arbeit und Privates trennte er nicht. Als er 1928 mit der „Dreigroschenoper“ unverhofft einen sensationellen Erfolg feiern konnte, war seine damalige Gefährtin Elisabeth Hauptmann am Entstehen maßgeblich beteiligt und blieb in weitere Projekte eingebunden. Helene Weigel respektierte Brechts andere Beziehungen zu Frauen weitestgehend. Sie setzte ihre Karriere als Schauspielerin trotz der beiden Kinder mit Engagements an verschiedenen großen Berliner Theatern fort, trat aber ebenso auf Arbeiterbühnen auf, um den eigenen Anspruch nach Teilhabe an gesellschaftlicher Gestaltung in der kulturell zwar sehr inspirierenden, politisch aber äußerst spannungsgeladenen Atmosphäre Berlins aktiv umzusetzen.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und dem Reichstagsbrand im Februar 1933 verließ das Paar Deutschland. Es folgte eine Odyssee durch mehrere skandinavische Länder und die damalige Sowjetunion in die Vereinigten Staaten. Die 15 Jahre dauernde Emigration bedeutete enorme psychische Belastungen, Staatenlosigkeit, materielle Not. Helene Weigel steckte in dieser Phase beruflich vollkommen zurück und bewährte sich als wahres Organisationstalent. Ihre fürsorgliche Art kam nicht nur dem unmittelbaren Umfeld zugute, sondern auch Freunden und Bekannten, die in Deutschland lebten. So dankt ihr beispielsweise Erich Kästner für ein Care-Paket.⁵⁾

Erst im Oktober 1948 kehrten sie über Zürich nach Europa zurück und begannen von Neuem, was in dem sich gerade konstituierenden zweiten Deutschen Staat, der Deutschen Demokratischen Republik, nicht problemlos verlief. Vor allem der blutig niedergeschlagene Arbeiteraufstand am 16./17. Juni 1953 war eine bittere Erfahrung. Über die dramatischen Ereignisse hinaus gestaltete sich der Arbeitsalltag mühsam, weil das neu gegründete Ensemble über vier Jahre seine Spielstätte im Deutschen Theater hatte, bevor es im März 1954 endlich sein eigenes Domizil am Schiffbauerdamm beziehen konnte. Brecht, dessen Theater den traditionellen Rahmen sprengte und der in seine Arbeit verschiedene Medien integrierte, wünschte sich für das neue Haus



einen Filmvorführraum. Dieser wurde an der Rückseite des Gebäudes nach Absprache mit der Koepjohann'schen Stiftung als Eigentümerin der angrenzenden Immobilien im Hof zur Albrechtstraße 15 errichtet.⁶⁾

Die permanenten Liebschaften Brechts wie auch die Strapazen des Exils und Neubeginns waren an Helene Weigel offenbar nicht spurlos vorübergegangen, denn im Mai 1953 verließ sie die gemeinsame Wohnung im Stadtteil Pankow, um eine eigene nahe des Theaters in der Reinhardstraße 1 im Bezirk Mitte zu beziehen. Brecht suchte daraufhin auch eine andere Bleibe und fand sie ganz in ihrer Nähe. Ab Oktober war seine Adresse Chausseestraße 125, und nach der kurzen Trennung zog Helene Weigel in die obere Etage desselben Hauses. Als Protagonistin vieler Brecht-Stücke trug sie auch bei internationalen Gastspielen zum Renommee des inzwischen weltberühmten Ensembles bei – legendär besonders in der Rolle der Mutter Courage.

Bertolt Brecht starb 1956. Helene Weigel verwaltete seinen Nachlass umsichtig und ließ dafür in der Chausseestraße 125 ein Archiv einrichten, das heute zur Akademie der Künste gehört und Gedenkstätte für die beiden Ausnahmekünstler ist. Das Berliner Ensemble leitete Helene Weigel weiter, wobei ihre beharrliche,

nicht selten nonkonformistische Art zu Kontroversen mit verantwortlichen Kulturfunktionären führte, die sie – erfolglos – drängten, das Amt niederzulegen. Vor ihrem Tod regelte sie noch die Nachfolge der Intendanz. Begraben wurde sie neben Brecht auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, direkt neben ihrer letzten Wohnung.

1) Zur Gründung siehe Sabine Kebir: Abstieg in den Ruhm. Helene Weigel. Eine Biographie, Berlin 2000, S. 230 ff. sowie: Werner Mittenzwei: Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtseln, (Berlin/Weimar 1986), Frankfurt/Main 1987 (2 Bde.), Bd. 2, S. 356-371.

2) Herbert Ihering, einer der einflussreichsten Theaterkritiker der Weimarer Republik, erwähnt Helene Weigel in seinen Rezensionen stets wohlwollend. Vgl. dazu: Edith Krull/Hugo Fetting, Hg.: Herbert Ihering, Theater in Aktion. Kritiken aus drei Jahrzehnten, 1913-1933, (Ost-Berlin 1986), West-Berlin 1987, S. 233, 249 f., 303, 346, 368, 378, 487, 548.

3) Zu Eugenie Schwarzwald, eine der ersten Frauen, die in der Schweiz studierten und promovierten, siehe Kebir, Abstieg, a.a.O., S. 12 ff.

4) Dazu Sabine Kebir: Ein akzeptabler Mann? Brecht und die Frauen, 3. Aufl., Berlin 2002.

5) Schreiben vom 25.3.1947 an Helene Weigel, veröffentlichte Transkription in: Sven Hanschek, Hg.: Erich Kästner. Dieses Najal! Wenn man das nicht hätte! Ausgewählte Briefe von 1909-1972, Zürich 2003, S. 118.

6) Vgl. Wolfgang Feyerabend: Zum Wohle der Witwen und Waisen. Johann Friedrich Koepjohann und die Koepjohann'sche Stiftung, Berlin 2013, S. 126. Dort auch der Hinweis, dass die Tochter von Helene Weigel in einer Mietwohnung am Schiffbauerdamm 8 wohnte, in einem Haus, das der Stiftung gehörte.

Kindheit auf dem Lande

*Gisela Nadoll –
Seit 72 Jahren in Berlin*

Zum Interview bringt Gisela Nadoll eine Landkarte mit, um ihre schlesische Heimat zu zeigen: Massow bei Oppeln. Heute liegt dieser Ort in Polen. Dort wuchs die 1932 Geborene behütet in einer Großfamilie auf. Diese betrieb einen stattlichen Bauernhof und züchtete Gänse, die zu Weihnachten in Berlin verkauft wurden. Gisela Nadoll hat ihre Kindheit in bester Erinnerung behalten. Begeistert erzählt sie von winterlichen Fahrten in einem großen Schlitten. Gegen die Kälte in Pelze gehüllt, die Füße auf angewärmten Steinen, begleitet vom Geläut der Glöckchen am Pferdegeschirr. Oder davon, wie die Kinder in der Kirche den Blasebalg betätigten, damit die Orgel gespielt werden konnte. Sie erinnert sich an die idyllische Landschaft mit einem See und daran, dass auch Kinder auf dem Hof wie selbstverständlich mitarbeiteten.



Die Familie Nadoll war seit Generationen in Massow ansässig und gehörte zur Brüdergemeinde, einer im 15. Jahrhundert in Böhmen und Mähren entstandenen evangelischen Glaubensgemeinschaft. Diese prägte auf der Grundlage der Bibel intensives Gemeinschaftsleben ohne Standesdünkel mit starker sozialer Verantwortlichkeit. Im überwiegend katholischen Schlesien kam der Brüdergemeinde eine Außenseiterrolle zu.

Als Gisela Nadoll eingeschult wurde, brach der Zweite Weltkrieg aus. 1945 wurde sie mit ihren Angehörigen von russischen Soldaten innerhalb einer halben Stunde vom Hof vertrieben. Die Region fiel nach Kriegsende an Polen. Nur mit etwas Handgepäck floh die

zehnköpfige Familie. Bei Küstrin gelangte sie über die Oder. In Berlin angekommen, konnte sie zunächst notdürftig bei einer ehemaligen Mitarbeiterin des Bauernhofs unterkommen, bis sich in der zerbombten Stadt eine eigene Eineinhalb-Zimmer-Wohnung mit Küche in der Borsigstraße fand. Später zog die Familie dann in eine größere Wohnung in der Marienstraße, Bezirk Mitte. Vater und Großvater bekamen bald Arbeit als Handwerker und sorgten für Unterhalt. Die religiös orientierten Nadolls schlossen sich in ihrer neuen Heimat der Golgatha-, später der Philippus-Apostel-Gemeinde an. In der äußerst schwierigen Nachkriegsphase, in der es an allem mangelte, waren sie insbesondere über die Hilfe der Diakonissen aus der Bernauer Straße dankbar, die in Krankheitsfällen halfen.

Für Gisela Nadoll war die Vertreibung der zweite schwere Schicksalsschlag nach dem Tod ihrer Mutter 1942. Zwar stellte sich die Geborgenheit in der größer werdenden Familie rasch ein, als ihr Vater wieder heiratete, dennoch hatten die Brutalität der Vertreibung, ein Leben in ständiger Angst und der Verlust der Mutter prägenden Einfluss. Dem jungen Mädchen fiel es sehr schwer, sich an den Unterricht in der Berliner Volksschule am Koppenplatz zu gewöhnen, der ganz anders war als in Schlesien. Schließlich musste sie eine Klasse wiederholen. An den Besuch einer weiterführenden Schule dachte niemand. Für die Familie war der Alltag mit seinen Nöten zu beschwerlich, und der Verdienst des Vaters reichte kaum zum Leben. Es war ganz normal, dass auch die Kinder bei dieser herrschenden Lebensmittelknappheit auf abgeernteten Äckern übrig gebliebene Kartoffeln und Ähren sammelten. Eigentlich wollte Gisela Nadoll Kindergärtnerin werden, doch für eine Ausbildung reichte der Volksschulabschluss nicht. Ihre Stiefmutter vermittelte sie an das Lazarus-Krankenhaus, in dem sie ein Haushaltsjahr absolvieren konnte. Das Jahr ist ihr in bester Erinnerung geblieben, weil durch diese praktische Tätigkeit die christlichen Werte, nach denen auch ihre Familie lebte, vertieft wurden. Bis heute pflegt die inzwischen 84-Jährige Kontakt zu ihren früheren Kolleginnen. Später kam sie in einem Schreibwarengeschäft als Verkäuferin unter. Der Umgang mit der Kundschaft lag ihr und ließ sie selbstbewusster werden. Zudem verdiente sie nun ihr eigenes Geld und war finanziell unabhängig. Da sich Gisela Nadoll im Geschäft bestens mit dem Sortiment auskannte und ein ausgesprochenes Organisationstalent an den Tag legte, übertrugen die Vorgesetzten ihr auch an weiteren Arbeitsstellen verantwor-

tungsvolle Aufgaben. Schließlich übernahm sie sogar die Buchführung und lernte neue Kolleginnen an. In ihren jüngeren Jahren gehörte ausgiebiges Wandern für Gisela Nadoll zu ihrer Lieblingsbeschäftigung. Ihre Liebe für die Natur teilte sie gern mit anderen und organisierte viele Touren für kleine Gruppen durch die unterschiedlichsten Gebiete.

Für Gisela Nadoll ist Einsatz für die Gemeinschaft – so wie sie es von Zuhause aus ihrer Großfamilie kennt – eine Selbstverständlichkeit. Bis heute ist die Brüdergemeinde ihr geistiges Zuhause geblieben, ebenso die Golgatha-Gemeinde, in der sie lange Jahre im Chor sang und die Kindergottesdienste organisierte. Seit 2003 wohnt Gisela Nadoll in der Petersburger Straße im Bezirk Friedrichshain und betrachtet die religiösen Gesprächskreise als wichtige Bereicherung ihres Daseins. An Fügung glaubt sie fest und sagt, auch wenn ihr Berufswunsch Kindergärtnerin sich nicht erfüllen ließ, schließe sich für sie damit doch ein Kreis und erfülle sie mit großer Dankbarkeit. Trotz der dramatischen Ereignisse, die der unbesorgten Kindheit ein abruptes Ende beschernten, trauert Gisela Nadoll der Vergangenheit nicht nach. Sie hat sich mit dem Zeitgeschehen versöhnt. Ab und zu reist sie nach Polen, in den Ort, der jetzt Masów heißt. Mit den Menschen, die in ihrem früheren Elternhaus wohnen, steht sie bis heute in freundschaftlicher Verbindung.

38 Jahre in den Heckmann-Höfen

Von ihrem erst im vergangenen Jahr bezogenen Zimmer genießt *Ingrid Karge* die schöne Aussicht aus der vierten Etage auf die Umgebung. Der Umzug ins Seniorenzentrum am Weinbergsweg brachte für sie aber noch weitere Annehmlichkeiten, denn jetzt muss sie nicht mehr kochen, waschen oder putzen.

1933 kam sie als etwas Ältere von zwei Schwestern zur Welt, ein Bruder war als Säugling gestorben. Mit drei Jahren wurde Ingrid Karge Halbweise. Als ihr Vater 1937 starb, war ihre Mutter erst 35 Jahre alt. Damit diese als Buchhalterin ganztags berufstätig sein konnte, zog sie in die Nähe des Görlitzer Bahnhofs zu ihren Eltern, die sich um die Mädchen kümmerten. Einen weiteren Umzug unternahm die Familie nach Mahlsdorf, als die mitten in Berlin gelegene Wohnung der Großeltern während des Zweiten Weltkriegs ausgebombt wurde. Abseits des Stadtzentrums ging es zwar beengt zu, aber man hatte ein Dach über dem Kopf. 1940 wurde Ingrid Karge eingeschult, eine Zeit, die sie nicht in angenehmer Erinnerung behalten hat. An ihre Großmutter aber denkt sie gern zurück, die – im Gegensatz zu den Lehrern – über pädagogisches Talent verfügte. Oma animierte ihre Enkelinnen auf spielerische Weise zum Auswendiglernen von Liedern und Gedichten. Diese Übungen schulten das Gedächtnis und vertrieben ihnen die Langeweile. Sich draußen aufzuhalten, war bis zum Kriegsende im Mai 1945 selbst in Mahlsdorf zu gefährlich, weil jeder, der außerhalb von Gebäuden war, zur Zielscheibe der kämpfenden Soldaten hätte werden können. Außerdem lernten die Mädchen von der Großmutter, sich im Dunkeln zu orientieren – Fähigkeiten, die den beiden noch sehr nutzen sollten –, denn wegen der Luftangriffe auf Berlin verbrachten sie viel Zeit in Luftschutzkellern und verdunkelten Räumen.

1952 war die Schulzeit für Ingrid Karge beendet. Seit 1949 lebte sie in einem neu gegründeten Staat, der Deutschen Demokratischen Republik. Der von der Roten Armee eroberte Ostteil Deutschlands verstand sich als Gegenmodell zum Westteil, der von den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich besetzt worden war. In Ostdeutschland sollte auf der Grundlage des Marxismus und Leninismus eine sozialistische Utopie verwirklicht werden, während in der Bundesrepublik Deutschland eine parlamentarische Demokratie mit liberaler Wirtschaftsordnung die politische Grundlage bildete.

Im Jahr der Gründung der DDR wurden Ingrid Karge und ihre Schwester konfirmiert, kein einfaches Unterfangen in einem Staat, der Atheismus propagierte. Religion war zwar nicht verboten, aber Gläubige wurden beargwöhnt und mussten Benachteiligungen in verschiedensten Gesellschaftsbereichen hinnehmen. Ingrid Karge blieb standhaft und beteiligte sich an Aktivitäten der Kirchengemeinde. Nach der Schulzeit begannen die Schwierigkeiten, als sie einen Ausbildungsplatz suchte. Eigentlich wollte sie Krankenschwester werden, aber da sie kein Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands war, blieb ihr dieser Weg versagt. Bürotätigkeit kam für sie nicht infrage. Eigentlich ebenso wenig ein Beruf, in dem sie penibel zeichnen und malen sollte. Aber sie überwand ihre Bedenken und griff zu, als sie den Tipp erhielt, dass eine Ausbildungsstätte für technisches Zeichnen aufgebaut wurde. Die ersten Wochen bestanden aus reiner Faltarbeit, bei der die Aufgabe darin bestand, DIN A1-Blätter auf die Größe von DIN A4 zu reduzieren. Damit sollte ein dreidimensionales Vorstellungsvermögen trainiert werden. Dies war zwar eine monotone Übung, die sich aber als Grundlage für die späteren Konstruktionen

am Zeichenbrett als sinnvoll erwies. Nach ihrer erfolgreich abgeschlossenen Lehre bildete die 22-Jährige sich zusätzlich zur Teilkonstrukteurin fort. In dieser Zeit pendelte sie die lange Strecke von Mahlsdorf zu ihrem weit entfernt liegenden Arbeitsplatz. Inzwischen hatte sie an dieser Tätigkeit Gefallen gefunden und wollte ihre Fähigkeiten noch mehr entwickeln. Als sie erfuhr, dass Frauen sich im Rahmen eines Ersatzstudiums als Ingenieurinnen qualifizieren konnten, bewarb sie sich auf die fünfjährige berufsbegleitende Abendschulung, die durch ihren Vorgesetzten befürwortet wurde. Diese Fortbildung war für Ingrid Karge ein beachtlicher Schritt auf der Karriereleiter. Sie wurde in einem Werk eingesetzt, in dem Wagen für die S-Bahn konzipiert und hergestellt wurden, bis der Bau der Mauer durch Berlin 1961 den Betrieb überflüssig machte.

1960 zog Ingrid Karge aus Mahlsdorf in die Stadtmitte. Hier wohnte sie in der Oranienburger Straße in den Heckmann-Höfen. Ihre Wohnung lag im vierten Stock eines Hofes dieses weitläufigen und imposanten Gründerzeit-Ensembles. Da die Wohnung sehr geräumig war, vermietete Ingrid Karge ein Zimmer an Studierende oder sich vorübergehend in Berlin Aufhaltende. Durch die unmittelbare Nachbarschaft zur Synagoge konnte Ingrid Karge auch exklusiv das politische Geschehen bei Staatsbesuchen mitverfolgen. Als die früheren Eigentümer nach der Wiedervereinigung ihre Häuser zurückerhielten und die veralteten Anlagen instandgesetzt wurden, zog Ingrid Karge 1998 aus. Die jetzt viel höhere Miete war für die Rentnerin unerschwinglich. Ihr neues Domizil

fand sie in der Linienstraße und blieb dem Bezirk Mitte damit treu. Die Wohnung war groß genug, um auch ihre Schwester aus Hellersdorf aufzunehmen. Sie betreute die auf den Rollstuhl Angewiesene bis zu deren Tod 2004.

Die Kirchengemeinde ist nach wie vor ein wesentlicher Bestandteil von Ingrid Karges Leben. Sie beteiligte sich aktiv am religiösen und sozialen Geschehen und schloss sich einer Gruppe an, die den christlich-jüdischen Dialog pflegt. Dadurch angeregt, kam es zu mehreren Reisen nach Israel. Heute hält sie Kontakt zu fünf Patenkindern und besucht gern die Veranstaltungen der Koepjohann'schen Stiftung.



Nicht gelebte Wünsche und dennoch dankbar fürs Leben

Gisela Schröder –
Seit 44 Jahren Wahl-Berlinerin

Berlin ist ihre Wahlheimat, denn eigentlich stammt Gisela Schröder aus Ludwigshafen. Ihre Tochter bereitete ihr vor einiger Zeit eine große Freude damit, gemeinsam mit ihr an ihren Geburtsort zu reisen. Die Stadt am Rhein ist bis heute geprägt von Betrieben der chemischen Industrie und war deswegen während des Zweiten Weltkriegs Ziel von Angriffen der alliierten Streitkräfte. 1933 zur Welt gekommen, erlebte Gisela Schröder die heftigen Luftangriffe mit. Ihr Vater arbeitete als Chemiker in einer Anilinfabrik. Als der Betrieb in Heydebreck, heute Kedzierzyn/Polen, ein neues Werk errichtete, zog die Familie dorthin. Gisela Schröder und ihre ältere Schwester wuchsen im oberschlesischen Industrieviertel in gut situierten Verhältnissen auf und verbrachten hier ihre ersten Schuljahre. Ursprünglich wollte sie Pharmazie studieren, um die Apotheke eines Onkels in Wippra am Südhartz zu übernehmen. Doch die Kriegseignisse und schwere Krankheiten ließen es nicht dazu kommen.

Im Januar 1945, als offensichtlich wurde, dass der Krieg verloren war, entschloss sich Gisela Schröders Mutter mit ihren 12 und 17 Jahre alten Töchtern und dem Dienstmädchen zur Flucht. Vom Vater hatten sie lange nichts gehört und dachten, er sei in Gefangenschaft. Bei eisigen Temperaturen setzten sie sich mit etwas Gepäck in Bewegung, froh darüber, den Weg nicht zu Fuß machen zu müssen wie Tausende andere. Ein Viehtransporter nahm sie mit. Ihr erstes Etappenziel war Hirschberg am Fuß des Riesengebirges. Unterwegs sahen sie die endlosen Flüchtlingsstrecken. Leerstehende Häuser oder Hütten dienten als Nachtlager auf der Flucht vor den nahenden russischen Truppen. Die Strapazen waren für Gisela Schröders Mutter eine Überforderung. In Hirschberg brach sie zusammen und musste ins Krankenhaus. Hier ereignete sich jedoch etwas, was

wie ein Wunder klingt: Der Vater begegnete ihnen wieder. Dass er noch am Leben war, verdankte er den polnischen Werksarbeitern, die er immer gut behandelt hatte und die ihn vor der Erschießung bewahrt hatten. Die Flucht ging nach Reichenberg – heute Liberec/Tschechien –, wo eine Bekannte der Familie half. Über Dresden und Naumburg gelangten sie in den Harz zu einer Tante, die aber nichts für sie tun konnte, weil sie bereits mehrere andere Flüchtlinge beherbergte und es keinen Platz mehr gab. Sie kamen für einige Monate in einer Landwirtschaftsschule unter. Von dort ging es nach Schkopau bei Merseburg, wo die Familie sieben Jahre lang lebte. Gisela Schröder war bereits am Merseburger Gymnasium angenommen, erkrankte jedoch so schwer an Tuberkulose und einem Herzleiden, dass sie zweieinhalb Jahre keinen regulären Unterricht besuchen konnte. Sie erhielt von der Volksschule ein Abschlusszeugnis.

Das war nicht das einzige Handicap, das der Familie zu schaffen machte. Auch um die Konstitution des Vaters, der schon aus dem Ersten Weltkrieg Gesundheitsschäden davongetragen hatte, stand es schlecht. Gisela Schröder und ihre Mutter pflegten den Kranken, bis er 1952 starb. Der Tod bedeutete zunächst für die Frauen eine große Ungewissheit. Die ältere Tochter hatte eine Ausbildung zur Kindergärtnerin absolviert und geheiratet. Schließlich fügte sich die Lage zum Guten, denn die geltend gemachten Pensionsansprüche der Witwe wurden akzeptiert. Ein Umzug nach Halle an der Saale folgte. Da war Gisela Schröder 19 und ihr Ziel, Apothekerin zu werden, in unendliche Ferne gerückt. 1953 ergab sich bei einer Routineuntersuchung, dass sie wieder an Tuberkulose litt. Ein äußerst langwieriger Heilungsprozess folgte. Endlich wieder genesen, stand die inzwischen 23-Jährige ohne Beruf da. Man bot ihr die Tätigkeit als Schwester in der TBC-Klinik an, die sie aufgrund ihres eigenen Leidensweges jedoch ablehnte. Die schmale Rente ihrer Mutter, deren Haushalt sie



führte, erlaubte ihnen nur ein bescheidenes Dasein. Dennoch gelang es Gisela Schröder dank ihrer Sparsamkeit, ihre 1961 geborene Tochter zu versorgen. Die Geburt der zweiten Tochter 1967 erlebte ihre Mutter nicht mehr. Als diese starb, war Gisela Schröder mit dem Vater des jüngsten Kindes verheiratet. 1966 hatte sie ihn kennengelernt und ein Jahr später geheiratet. Die Ehe war nicht von Dauer und wurde bereits nach drei Jahren wieder geschieden. Um finanziell unabhängig zu sein, ging die nun allein-erziehende Mutter 1970 auf Stellensuche und fand Arbeit bei der Post. Dort wurde Personal für die Nachtschichten gebraucht. So konnte sie tagsüber für ihre Mädchen da sein und den Haushalt versorgen.

1972 traf Gisela Schröder einen Bekannten wieder, der ihr schon früher einmal begegnet war. Sie empfanden füreinander Zuneigung und heirateten ein Jahr darauf. Die Eheschließung bedeutete für sie einen Umzug nach Berlin, woher ihr Mann stammte. Problematisch war es dann allerdings, dort eine geeignete Wohnung zu finden. Gisela Schröder bemühte sich intensiv um eine passende Bleibe, denn die Wochenend-Beziehung war anstrengend. Ihr Mann kam Freitagabend nach Halle, wenn sie zur Nachtschicht ging, und fuhr am Sonntagabend zurück nach Berlin, wenn sie wieder zum Dienst musste. Die Woche über verbrachte er in seiner winzigen Wohnung in Weißensee. Eine Weile ging es gut, wurde aber auf Dauer

zu anstrengend. So fasste sich Gisela Schröder ein Herz und schrieb dem SED-Vorsitzenden. Der Brief enthielt eine Schilderung der nervenzehrenden Situation. Bald kam Antwort und erfreulicherweise auch Beistand, nachdem sie einen offiziellen Antrag auf Familienzusammenführung gestellt hatte. Seitdem lebt Gisela Schröder in der Tucholskystraße, das sind inzwischen 44 Jahre. Von dort hatte sie es nicht weit zu ihrem Arbeitsplatz. Im Postamt in der Nähe des Alexanderplatzes arbeitete sie bis 1976. Ihr Mann starb 1985 im St. Hedwig-Krankenhaus. Die jahrelange Nachtarbeit hatte bei ihr deutliche Spuren hinterlassen. Als sie außerdem an Diabetes erkrankte, ging sie in den vorzeitigen Ruhestand und betätigte sich lange ehrenamtlich für Senioren. Sie setzte sich für deren Interessen ein, begleitete Behörden-gänge und war, solange es ihre eigene Beweglichkeit gestattete, sehr engagiert.

Ein „Steh-auf-Männchen“ sei sie immer gewesen und im Vertrauen, dass dem Abwärts ein Aufwärts folgte, immer dankbar für alles, was das Leben ihr schenkte. Stolz und ehrgeizig habe sie ihre Ziele verfolgt und großen Wert darauf gelegt, ihre beiden Kinder – auch ohne Geschenke der Westverwandtschaft – allein großzuziehen. Gisela Schröder hat ihr Leben auf ihre eigene Weise gemeistert und ist zufrieden. Auch wenn ihr Weg nicht so verlief, wie sie es sich gewünscht hätte, so hat sie doch das Beste daraus gemacht.

„Der Tugend Freund,
dem Laster Feind,
und es mit allen gut gemeint.“



96 Jahre alt ist Erika Schreiber und lebt seit ihrer Geburt im Elternhaus, wenige Tramstationen vom Hackeschen Markt entfernt. Eine zierliche und schick in Rot gekleidete Dame begrüßt die Besucherin an der improvisierten Wohnungstür, einem Holzverschlag; die eigentliche Tür lehnt an der Wand und wartet darauf, restauriert zu werden. Erika Schreibers Art lässt erkennen, dass sie auf Gasfreundlichkeit und Höflichkeit im Umgang miteinander viel Wert legt. Bereitwillig gibt sie über ihren nicht immer einfachen Weg Auskunft und beginnt die Schilderung mit der Anekdote, dass sie ihren Vornamen einem Onkel Erik verdanke. Getauft wurde sie in der Zionskirche im Bezirk Prenzlauer Berg, wo auch ihre Konfirmation stattfand. Nach dem Besuch der Evangelischen Mädchenschule und absolvierter Mittlerer Reife wurde die Ausbildung auf der Handelsschule fortgesetzt. Es folgte eine Banklehre. Für eine junge Frau des Jahrgangs 1921 war dieser Werdegang noch unüblich. Da sie Englisch gelernt hatte, bekam sie bei einem Stoffgroßhändler in der Markgrafenstraße eine Stelle und war für die Korrespondenz der Export-Abteilung zuständig.

In den 1920er Jahren aufgewachsen zu sein bedeutet, ein Leben in der Weimarer Republik, in der Zeit des Nationalsozialismus und schließlich in der Deutschen Demokratischen Republik geführt und letztlich den Mauerfall und die Wiedervereinigung erlebt zu haben. Erika Schreibers Berufstätigkeit begann, als der nationalsozialistische Antisemitismus voll zum Ausbruch kam. Hatte sie während ihrer Jugend Berlin als pulsierende Metropole mit internationaler Ausstrahlung – einschließlich der blühenden Konfektionsindustrie – kennengelernt, so erlebte sie nun die verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise und die Machtübernahme Adolf Hitlers. Den Alltag bestimmten grauenhafte Willkürmaßnahmen, die sich in aller Öffentlichkeit zutrugen. Sie war dabei, als mit Beilen bewaffnete Schergen der Sturmabwehr vor dem Firmenschild ihres Betriebs standen und hörte sie darüber reden, ob sie das Schild zerschmettern sollten und der Inhaber unverzüglich zu verhaften beziehungsweise zu erschießen sei. Da Erika Schreibers Vorgesetzter der Arbeitsgemeinschaft deutscher Fabrikanten angehörte, blieb er von der grauenhaften Säuberungsaktion verschont. Die junge Frau sah mit eigenen Augen, wie aus anderen Geschäften in der Nachbarschaft Stoffballen aus den Fenstern geworfen wurden und man die Leute gewaltsam aus den Gebäuden trieb, um sie wie Vieh auf LKWs zu verladen. Niemand schritt dagegen ein. Dies war für Erika Schreiber ein schockierendes Erlebnis, das sich ihr einprägte und für immer tiefe Spuren hinterließ. Nie vergessen kann sie die Deportation des jüdischen Ehemanns einer Freundin. Diese war dabei, als ihr Mann von der Geheimen Staatspolizei aufgefordert wurde, sofort mitzukommen. Er packte in aller Eile wenige Habseligkeiten, wurde aus dem Haus geprügelt und kam zu einer Sammelstelle. Von da verlor sich seine Spur. Erst später erfasste

Erika Schreiber

Grande Dame in Mitte

Erika Schreiber das ganze Ausmaß des systematischen Terrors, dem Millionen Menschenleben zum Opfer fielen.

Einen Alltag ohne Angst und Schrecken gab es in Berlin nicht mehr. Besonders schrecklich war es bei Fliegeralarm. Erika Schreiber hat die bedrückende Atmosphäre noch gut in Erinnerung, wie dann jeder möglichst schnell in den Keller hastete, um sich in Sicherheit zu bringen. Einmal befand sie sich mit einer Kollegin im Keller, als eine Bombe in das Gebäude einschlug und die Detonation so stark war, dass die erste Etage einstürzte. Nur mit größter Mühe und unerschütterlichem Überlebenswillen erklimmen sie eine Mauer und retteten sich. Im Nachhinein bezeichnet Erika Schreiber die dramatische Situation als Glück im Unglück, wie auch die nächste Etappe ihres Weges. Weil das Geschäftshaus zerstört war, zog der Betrieb nach Potsdam. Um nicht täglich pendeln zu müssen, zog sie nach Babelsberg zu einer Tante. Da sie an den Wochenenden immer nach Hause fuhr, entkam sie einem schweren Luftangriff auf Potsdam.

Einem Zufall verdankt sie die Bekanntschaft ihres zukünftigen Ehemanns. Eigentlich wollte sie nur Wollreste bei einer Freundin holen und fand sich dort auf einer Verlobungsfeier wieder, wo ihr die Liebe ihres Lebens begegnete. Nach fünf Jahren Bekanntschaft heirateten sie. Es war eine Haustrauung, weil die Kirche noch Kriegsschäden aufwies und noch nicht wieder benutzt werden konnte.

Erika Schreiber arbeitete inzwischen wieder in Berlin. Nach einer kurzfristigen Anstellung in der Unterabteilung Bekleidung des Sozialamts fand sie einen neuen Arbeitsplatz in einer

Boutique. Ihr früherer Vorgesetzter hatte sich selbstständig gemacht und in der Kastanienallee einen Laden für gehobene Ansprüche eröffnet. Sie war für Verkauf, Buchführung und Bestellung der Textilien verantwortlich. 1991 starb ihr Mann nach schwerer Krankheit.

Allein und inzwischen nicht mehr so beweglich wie früher, ist sie froh darüber, in einer Hausgemeinschaft zu wohnen, in der ihr jüngere Mitbewohner helfen, wenn sie etwas allein nicht mehr bewältigt. Neben den netten Nachbarn in ihrem Haus und ihrer Kirchengemeinde, die sie liebevoll als ihre „Familie“ bezeichnet, freut sich Erika Schreiber über die technischen Errungenschaften wie Staubsauger, Zentralheizung und Waschmaschine. Diese erleichtern ihr den Einsatz noch vorhandener Kräfte bei zunehmenden Gesundheitsproblemen. Mehrere Operationen hatte sie zu überstehen. Ihr geschwächter Zustand ließ eine Berufstätigkeit nicht mehr zu und führte zur Frührente.

Das Klavier und die Musik halfen ihr immer, über schwierige Situationen hinweg zu kommen. Sie stärkten ihre Willenskraft und den Lebensmut, wenn manches aussichtslos erschien. So ist es bis heute. Sie nähme alles so wie es käme und habe immer Glück im Unglück gehabt. Dies mache sie dankbar. Aus der Schulzeit blieb ihr eine Klassenkameradin, die nicht mehr in Berlin wohnt. Mit ihr hat sie nach wie vor telefonisch Kontakt. Alle anderen Bekannten und Freundinnen aus der Schulzeit hat sie überlebt.

Eine direkte Nachfahrin des Stifters

Christa Zieske – Teil einer langen Familiengeschichte

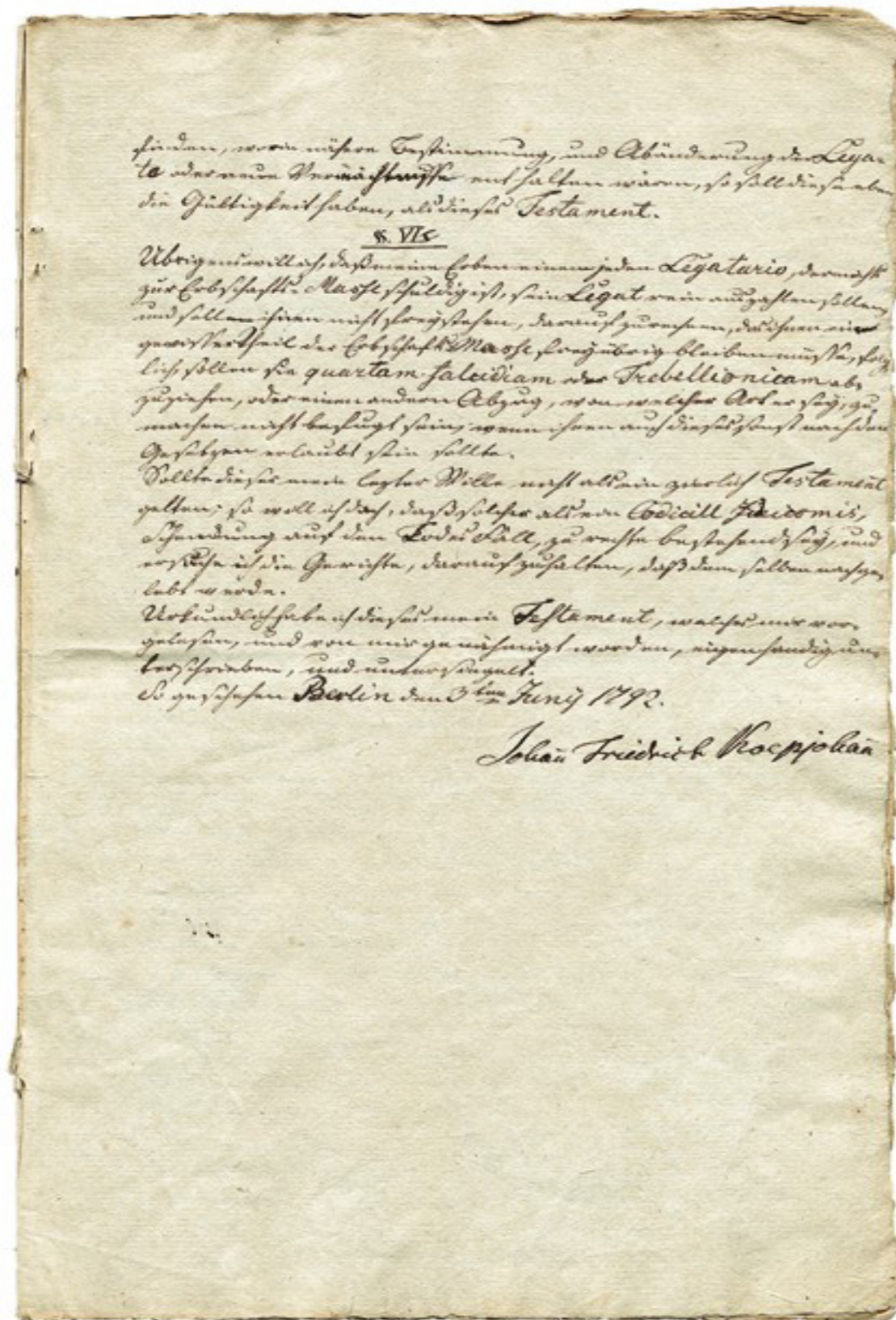
Sie ist eine intelligente, einfühlsame und wissbegierige Person, die eine Menge erlebt hat. Als Mischung aus Licht- und Schattenseiten bezeichnet sie das, was ihr in all den Jahren widerfuhr. Und sie hat ihren an Erfahrungen überaus reichen Weg reflektiert, um die Erkenntnis zu gewinnen, dass es nach einem Abwärts auch wieder aufwärtsgeht. Vor allem aber sind Begegnungen mit Menschen nach ihrer festen Überzeugung nie zufällig. So kann sie mit dieser felsenfesten Zuversicht und Neuem gegenüber noch immer aufgeschlossen jedem Tag schöne Seiten abgewinnen, selbst dann, wenn weniger Erfreuliches geschieht.

Christa Zieske wurde 1943 während des Zweiten Weltkriegs geboren. Ihre Jugendzeit bezeichnet sie als glücklich. Besonders zu ihrem Vater bestand eine starke Bindung, wie auch zu dessen Mutter, die bis zu ihrem Tod 1962 im selben Haus lebte. Für die Berlinerin spielten sportliche Aktivitäten, ob im Sommer oder im Winter, auch neben der späteren beruflichen Laufbahn im Versicherungswesen immer eine zentrale Rolle. Als weiteren Eckpfeiler ihrer Biografie bezeichnet sie die zahlreichen Reisen, die ihr im wahrsten Sinne des Wortes neue Horizonte eröffneten. Neugierig auf andere Kulturkreise, wurde jede Tour eine menschliche und intellektuelle Bereicherung. Bevorzugte Ziele dabei waren asiatische Länder. Die dort oft trostlose Situation von Kindern berührte sie so sehr, dass sie in Tibet die Patenschaft für Schulkinder übernahm. Der Kontakt zu diesen jungen Menschen mit ihren existenziellen Problemen hat sie selbstkritisch die eigene Situation reflektieren und fortan mit kritischeren Augen betrachten lassen. So wurde ihr bewusst, wie privilegiert sie eigentlich war und wie viel Glück sie in ihrem Leben hatte. Sie wollte davon etwas zurückgeben und besiegel-

te ihr konkretes Engagement.

Für die leidenschaftliche Globetrotterin jedoch hatte das Leben zuhause die wohl größte Überraschung in ihrer eigenen Biografie parat. Als sie nach dem Tod der Eltern im Jahr 2006 den Nachlass durchsah und ihr dabei die Bibel ihrer Großmutter in die Hände fiel, befand sich darin ein Umschlag mit der Kopie des Testaments von Johann Friedrich Koepjohann nebst einer Familienchronik. Daraus schloss sie, dass diese Dokumente ihrer Großmutter sehr viel bedeutet haben mussten. Dies war der Anstoß zur eigenen historischen Spurensuche. Der erste Schritt bestand in der Übertragung der in Sütterlin verfassten Texte in lateinische Schrift. Als Christa Zieske nun den Inhalt verstand, erfasste die überraschte Finderin die Tragweite ihrer Entdeckung. Zwischen der eigenen Familie und der des Berliner Schiffbauers Koepjohann schien eine Verbindung zu bestehen. Mit detektivischem Spürsinn ging die plötzliche Ahnenforscherin ans Werk. Ihre akribischen Recherchen – zunächst per Internet – brachten sie auf die seit 1792 bestehende Koepjohann'sche Stiftung. Durch überlieferte Dokumente der Sophiengemeinde im Bezirk Mitte fand Christa Zieske schließlich heraus, dass sie tatsächlich eine Nachfahrin Koepjohanns ist.

Die Entdeckung der eigenen Familiengeschichte, die sich bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen lässt, war für Christa Zieske ein bewegender und glücklicher Moment. Durch die Untersuchung der historischen Quellen konnte sie nachweisen, dass der Geburtsname ihrer Großmutter väterlicherseits Zehlike, Schreibweise auch Zehleke, war und eindeutig auf die Familie der Ehefrau des Stiftungsgründers, Maria Elisabeth, einer geborenen Stahlberg, hinweist. Somit ist Christa Zieske Teil einer 225-jährigen Stiftungsgeschichte, die am 1. Juli 2017 mit einer Dampferfahrt durch Berliner Gewässer gebührend gefeiert wird.



Die Filmkabine

Im Hof Albrechtstraße 15 befindet sich ein nicht mehr genutzter Anbau, dessen Alter und Funktion sich nicht ohne Weiteres erschließt. Stallung oder Wagenremise scheiden aus, da das Bauwerk in luftiger Höhe an der Rückwand des Nachbarhauses hängt und Zugang nur über eine (inzwischen fehlende) Notleiter gewährt. Als Werkstatt ist es wiederum zu klein und durch ein winziges Fenster auch mehr schlecht als recht beleuchtet. Allenfalls lassen sich im Inneren Tätigkeiten vorstellen, die des Halbdunkels bedurften. Der Fantasie bleibt überlassen, welche genau.

Die Fama hat daraus Bertolt Brechts „Liebesnest“ gemacht. Wofür wenig spricht, wengleich ein Zusammenhang mit dem weltbekannten Dichter und Dramatiker in der Tat besteht. Helene Weigel, Brechts Frau, ihres Zeichens Intendantin des Berliner Ensembles (BE), bat nach Übernahme des Theaters am Schiffbauerdamm im Herbst 1953 darum, ein Filmvorführhäuschen auf besagtem Grundstück in der Albrechtstraße erbauen zu dürfen. Die Größe der Filmvorführgeräte wie auch der Brandschutz erlaubten es nicht, diese im Bühnenrückraum aufzustellen. Am 9. November des Jahres erklärte die Koepjohann'sche Stiftung gegenüber dem Bauaufsichtsamt Berlin-Mitte ihr Einverständnis. Bereits einen Tag später lag der Nutzungsvertrag zwischen BE und Stiftung vor. Bei einer Monatsmiete von 10 DM und der Verpflichtung, die Baukosten selbst zu tragen sowie künftige Instandsetzungen aus eigenen Mitteln vorzunehmen, erhielt das Berliner Ensemble – für zunächst neun Jahre mit halbjähriger Kündigungsfrist – uneingeschränktes Nutzungsrecht über den noch zu errichtenden Anbau.

Planung und Ausführung der Filmkabine, wie sie in den Unterlagen meist genannt wird, oblag der Baufirma Gerhard Thiele aus der Friedrichshainer Scharnweberstraße. Es entstand eine verputzte Stahlrahmenkonstruktion mit verzinktem Zeldach, die auf zwei gemauerten, mit kapitellähnlichen Ziegelprofilen ausgestatteten Pfeilern ruht. Diese, so die Vermutung der Denkmalpflege, könnten zu

einem älteren, dekorativen Hofgebäude gehört haben. Die Fertigstellung erfolgte pünktlich mit der Neueröffnung des Theaterhauses im Frühjahr 1954.

Wozu aber bedurfte es des Filmvorführhäuschens in dem bekanntlich nicht als Lichtspiel-, sondern Sprechbühne dienenden Hauses? Lange vor seinem Exil und der Arbeit als Drehbuchautor für Hollywood hatte sich Brecht für das Medium Film interessiert. Seine Konzeption eines epischen oder, wie er es später nannte, dialektischen Theaters griff die neuen technischen Möglichkeiten auf, die der Film bot. Filmsequenzen oder Fotoprojektionen wurden von ihm als Verfremdungseffekte in die Inszenierung der Stücke eingebaut, um die Zuschauer immer wieder aus der Handlung zu reißen und ihnen Gelegenheit zu geben, über das eben Gesehene und Gehörte nachzudenken. Auch seinen Songs kam diese Aufgabe zu. Nicht zuletzt sah sich Brecht mit seinen Mitarbeitern gern Filme im eigenen Theater an, vor allem auch jene, die in der DDR nicht gespielt werden durften.

Am 4. März 1998 informierte der Geschäftsführer des Berliner Ensembles die Koepjohann'sche Stiftung darüber, dass die Filmkabine nicht mehr genutzt und von Seiten des Theaters deshalb die Kündigung zum nächstmöglichen Zeitpunkt angestrebt werde. Bis zur Beendigung des Vertrags vergingen allerdings noch einmal vier Jahre. Danach blieb das Filmvorführhäuschen sich selbst überlassen. Zum vorgesehenen und vom Landesdenkmalamt bereits genehmigten Abriss kam es dennoch nicht, da sich die Stiftung aus kulturhistorischen Erwägungen heraus für dessen Erhalt einsetzte.

Glücklicherweise! So dürfen weiterhin Geschichten um den Lebemann Brecht und das pittoreske Bauwerk auf dem Hof gesponnen werden. Und um ehrlich zu sein, einen wahren Kern hat jede Legende doch. Oder?

Wolfgang Feyerabend

Friedel Drautzburg, Gründer und Mitinhaber der Ständigen Vertretung am Schiffbauerdamm, ist langjähriger Partner der Koepjohann'schen Stiftung. Für seine Großzügigkeit und seinen alltäglichen Einsatz für gute Taten danken wir ihm sehr herzlich. Zum Stiftungsjubiläum hat er uns eine seiner Geschichten geschenkt, die sehr berührend ist.

Tisch 10, die Kommunikationsabteilung der Ständigen Vertretung, befindet sich direkt neben der Kasse. Hier treffen sich bis zum heutigen Tage berühmte und weniger bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen und alltäglichen Lebens. Sie kommen als meine Gäste in den Schiffbauerdamm, um mit mir über die Welt, wie sie ist und wie sie noch besser werden könnte, zu philosophieren. Schon manches Mal entwickelten sich aus diesen Diskussionen die tollsten Ideen. Es ist bekannt, dass in einer ungezwungenen Atmosphäre der Mut zum Träumen angeregt wird. Dieser, so glaubte man jedenfalls in meinen Sturm- und Drangzeiten, wäre unmittelbar mit der Kraft zum Kämpfen verknüpft. Gekämpft hat auch Bertolt Brecht, und ich kämpfte seinerzeit um sein ehemaliges Filmvorführhäuschen, welches den Innenhof der Albrechtstraße noch heute schmückt und nutzlos längst vergangenen Zeiten nachtrauert. Aus diesem Dornröschenschlaf wollte ich es befreien. Über meinen Balkon sollte ein direkter, leicht abschüssiger und damit selbst für Rollstuhlfahrer geeigneter Zugang gelegt werden. Nun, dieses ist eins der Projekte, die sich aufgrund der Denkmalschutzvorschriften bisher noch nicht realisieren ließen.

Aber zurück zu T10, dem großen Tisch in Kassennähe. Dorthin bin ich vor etwa 13 Jahren von meinen Mitarbeitern mit dem Hinweis auf zwei Damen, die sich nach mir

erkundigt hatten, gebeten worden. Ich traf eine Frau mittleren Alters in Begleitung einer sehr betagten Dame, die mich mit leicht niederländisch gefärbtem Akzent ansprach. Wir machten uns miteinander bekannt. Während mich die Damen schnell als ortskundigen Hausherrn identifizierten, erwartete ich nun eigentlich ihre Frage nach dem Foto, das Königin Beatrix eingerahmt zwischen den Bildern anderer berühmter Gäste zeigt. Denn seitdem der niederländische Berlin-Korrespondent Rob Zavelberg das Bild der Fähnchen schwingenden Beatrix anlässlich ihres Bonner Staatsbesuchs in „De Volkskrant“ und im „Telegraaf“ so großartig in Szene gesetzt hatte, kommen immer häufiger große Gruppen aus den Niederlanden in die StäV, um sich vor dem Foto „ihrer“ Beatrix abbilden zu lassen.

Die beiden Damen interessierten sich jedoch nicht für „Trixi“. Vielmehr erbaten sie mein Einverständnis, einen Blick in die Küche werfen zu dürfen. Ich führte sie in den hinteren Teil unseres Lokals. Ohne Umschweife erklärte die Ältere, dass dort, wo nun der Herd stehe, einst ihr Kinderzimmer gewesen sei. „Das hier war unsere Wohnung, die wir in den dreißiger Jahren verlassen mussten. Die Flucht vor den Nationalsozialisten gelang uns damals nur sehr knapp, aber wir haben es noch rechtzeitig in die Niederlande geschafft und in Amsterdam



eine neue Heimat gefunden. Mein Familienname ist Krafft. Mein Vater, Louis Krafft, hatte hier seine Zigarrenfabrik. Auf dem Foto, welches über dem großen Tisch hängt und die Außenfassade des Gebäudes Schiffbauerdamm 8 zeigt, ist der Name Krafft noch deutlich zu erkennen“. „Die Gräueltaten der schrecklichen Naziherrschaft sind längst Vergangenheit, aber hier in Berlin noch immer gegenwärtig. Selbst in einem Kölschlokal holen sie uns ein“, antwortete ich – immer noch überrascht und sehr verlegen.

Diese kleine Geschichte ist für mich ein weiterer Mosaikstein, erzählt sie doch in eindrucksvoller Weise vom Leben in einer der wohl bekanntesten Straßen Berlins, dem Schiffbauerdamm. Die bewegten Zeiten – von der Erbauung der Häuser in der Spandauer Vorstadt durch den Schiffbaumeister Johann Friedrich Koepjohann bis heute – werden auch zukünftig fortgeschrieben. Vor 225 Jahren wurde die Koepjohann'sche Stiftung „zum Wohle der

Witwen und Waisen“ gegründet. Seitdem fließen die Mieterträge in die eigenen sozialen Einrichtungen und Projekte der Stiftung. Als Betreiber der Ständigen Vertretung freuen wir uns deshalb nicht nur über die guten Geschäfte hier an der Spree, sondern ganz besonders über unseren Beitrag, die Welt für in Not geratene Frauen und Kinder ein bisschen besser zu machen.

Kürzlich besuchte Rob Zavelberg die Familie Krafft in Amsterdam und hat diese Begegnung erneut in die Öffentlichkeit gebracht, wie es scheint. Es kommen immer mehr niederländische Gäste zu uns. Inzwischen hat Prinz Willem - Alexander das Ruder als König der Niederlande übernommen und vielleicht sollten wir ihn bald einmal zu uns in die Ständige Vertretung einladen. Für ein Foto an der Wand ist auch noch Platz.

Ihr Friedel Drautzburg

Vom Leben in der Friedrich-Wilhelm-Stadt

Begegnungen von Menschen und Stiftungen

„Berlin ist glücklicherweise so groß, dass man sich jeden Tag über den Weg laufen kann.“ Dieses alte Bonmot unbekannter Herkunft beschreibt etwas, das jeder kennt, der in Berlin lebt oder wenigstens einmal für eine gewisse Zeit einen Koffer hier geparkt hat. Es gibt diese kleinen Begegnungen, die oft wie ein Zufall wirken und vielleicht doch einer höheren Bestimmung folgen.

Die Begegnung mit der Koepjohann'schen Stiftung ist so eine Fügung, die wie ein Zufall wirken könnte, aber sicher keine Zufälligkeit war. Im Jahr 2000 war – aus heutiger Sicht kaum mehr vorstellbar – die alte Friedrich-Wilhelm-Stadt noch für einen kurzen Moment der Geschichte eine relativ ruhige Ecke im aufkeimenden Berliner Trubel. Zwischen dem Berliner Ensemble und dem Deutschen Theater, zwischen der Reinhardtstraße und dem Bahnhof Friedrichstraße war der ganz große „Run“ noch nicht ausgebrochen. Hier, im alten Theaterviertel, im alten Presseviertel und nah am neuen Regierungsviertel sollte das neue Domizil der jungen Agentur kaiserwetter liegen. Gerade ein Jahr alt, war die Agentur für Design und Kommunikation auf der Suche nach einer passenden Adresse fündig geworden. Und vielleicht lag es am Namen, vielleicht an der bereits erwähnten Fügung – der Schiffbauerdamm 8 war ideal, um in Berlin-Mitte Fuß zu fassen und als Agentur in den folgenden Jahren zu wachsen. Der noch nicht ausgebaute Dachgeschossrohling bot einen fantastischen Blick über die Dächer der Friedrich-Wilhelm-Stadt. Ort und Bestimmung hatten sich gefunden. Hausverwaltung und Agentur haben gemeinsam den Ausbau gestemmt und das Dachgeschoss mit dem markanten Turm an der Ecke Schiffbauerdamm/Albrechtstraße mit neuem Leben gefüllt.

Heute, 17 Jahre später, hat sich vieles verändert. Berlin-Mitte ist voll im Leben der Hauptstadt angekommen, der Schiffbauerdamm ist seit dem Sommermärchen 2006 zur Flaniermeile für Open-Air-Restaurants ausgebaut, die Ausflugsdampfer verkehren im Sommer fast im Konvoi, und morgens kommen so viele Menschen am Bahnhof Friedrichstraße an, dass es regelmäßig Staus vor den Treppen gibt. Inzwischen steht auch nicht mehr nur kaiserwetter auf dem Klingelschild der fünften Etage, links. Ein zweiter Name ist dort zu lesen: Berliner Stiftungswoche. Und da ist sie wieder, die viel zitierte Fügung, die manche mit einem Zufall verwechseln könnten.

Engagement sichtbar machen

Nicht alle Stiftungen in Berlin sind so alt und so traditionsreich wie die Koepjohann'sche Stiftung. Viele sind sogar erstaunlich jung. Der Trend geht seit einigen Jahren wieder dahin, Engagement für die Gesellschaft durch eine Stiftungsgründung für die Ewigkeit abzusichern. Und der Trend führte viele Stiftungen wieder zurück nach Berlin, das sie während des Nationalsozialismus oder nach dem Krieg verlassen hatten. Berlin ist wieder dabei, eine echte Stiftungsstadt zu werden. Und das haben einige Stiftungsvertreter 2010 zum Anlass genommen, dies auch der Berliner Öffentlichkeit zu zeigen. So wurde die Berliner Stiftungswoche gegründet als eine konzertierte Aktion, um einmal im Jahr das Engagement der Stiftungen sichtbar zu machen. Sichtbarer als in den restlichen Wochen des Jahres, wenn Stiftungen oft eher im Verborgenen agieren, um dort zu helfen und dort zu unterstützen, wo es Not tut. Auch die Koepjohann'sche Stiftung hat sich das auf die Fahnen geschrieben. Bereits seit 2011 nimmt sie regelmäßig an der Berliner Stiftungswoche teil.



Und was hat das nun mit kaiserwetter zu tun? Die Agentur und der Verfasser dieses Beitrags sind 2012 gefragt worden, ob sie denn die Planung, Organisation und Durchführung der Stiftungswoche übernehmen wollten. Die Reaktion auf die Frage am Telefon war spontan: „Stiftungen? Ja, damit kennen wir uns aus, wir haben einige Stiftungen als Kunden. Und auch unser Vermieter ist eine Stiftung.“ Eben die Koepjohann'sche.

Nun gibt es also jedes Jahr im April, wenn wieder die Stiftungswoche stattfindet, viele Begegnungen in der Stadt – bei Veranstaltungen, Ausstellungen, Vorträgen, Konzerten oder Tagen der Offenen Tür. Und jedes Jahr gibt es ein neues Schwerpunktthema für die Stiftungswoche, das die Stiftungen aufgreifen können. „Vom Leben in der Stadt“ – so hieß es beispielsweise 2014. Ein Jahr später wurde dann „Vom digitalen Leben“ erzählt. „Von der Würde des Menschen“ hieß der Schwerpunkt 2016, und in diesem Jahr widmeten sich die Stiftungen in politisch schwierigen Zeiten dem Thema „Was uns zusammenhält“.

Mit Themen politisch Stellung beziehen

Die Koepjohann'sche Stiftung hat dazu eine Veranstaltung durchgeführt, einen kultursensiblen Streifzug, wie es im Programm der Stif-

tungswoche hieß – zur „Integration von Frauen mit Migrations- und Fluchtgeschichte“. So hilft die Stiftungswoche, das Scheinwerferlicht auf Menschen und Themen zu lenken, die sonst weniger beachtet sind.

Die Vorbereitungen für die Stiftungswoche 2018 laufen bereits wieder am Schiffbauerdamm ... Und wenn auch die Koepjohann'sche Stiftung erneut dabei sein wird, sind zumindest die Begegnungen in der Friedrich-Wilhelm-Stadt gewiss. Denn Berlin ist glücklicherweise so groß.

Stefan Engelniederhammer ist Geschäftsführer der Berliner Stiftungswoche gGmbH. Am Schiffbauerdamm 8 arbeitet er seit 2002. Dort ist er Prokurist der Agentur kaiserwetter.

*„Ich wünsche mir für die Frauen
einen Platz in der Gesellschaft,
dass sie Anerkennung finden.
Ich wünsche mir, dass in unserer
Gesellschaft akzeptiert wird,
dass es Menschen gibt,
die Erfolg haben und
Menschen, die scheitern.“*

(Mirian Ramos)



JH: Frau Ramos, Sie sind Leiterin des Frauentreffpunkts Sophie – eine Einrichtung der Koepjohann'schen Stiftung in der Spandauer Vorstadt für wohnungslose Frauen. Erzählen Sie uns von Ihrer Arbeit.

☞ Der Frauentreff wurde 2009 initiiert. Am Anfang dachten wir nur an ein Projekt für wohnungslose Frauen, aber es stellte sich schnell heraus, dass wir nicht nur wohnungslose Frauen ansprechen. Es gibt viele Menschen, die ihre Wohnung verlieren, aber auch viele, die anderweitig Hilfe suchen. Inzwischen sind wir Ansprechpartner für alle Frauen, die hilfsbedürftig sind: Frauen, die aus dem Gefängnis kommen und wieder in einen strukturierten Alltag finden müssen; wir betreuen Frauen aus dem Ausland; Rentnerinnen, bei denen die Rentenbezüge nicht reichen, kommen zu uns zum Essen, oder die Frauen kommen, um Kontakte zu knüpfen. Viele Menschen leben allein und suchen Sozialkontakte.

JH: Wann sind Ihre Öffnungszeiten? Und wie viele Frauen besuchen Ihre Einrichtung während der Öffnungszeiten?

☞ Wir haben von Freitag bis Montag in der Zeit von 10 bis 14 Uhr geöffnet. Im Winter öffnen wir sonntags bis 16 Uhr, weil wir da einen Filmnachmittag für die Frauen anbieten. Uns besuchen 20 bis 30 Frauen während der Öffnungszeiten. Es kommt vor, dass es 38 Besucherinnen sind, aber das ist das Limit. Mehr geben unsere Räumlichkeiten zurzeit nicht her.

JH: Können Sie sagen, wie viele Frauen Ihre Einrichtung bis jetzt besucht haben?

☞ Im Laufe der letzten Jahre dürften es ungefähr 600 Frauen gewesen sein, die unsere Einrichtung besucht haben.

JH: Sind es immer die gleichen Frauen, die die Einrichtung besuchen, oder ist es ein wechselndes Kommen und Gehen?

☞ Es gibt Frauen, die kommen über einen langen Zeitraum. Sie sind sehr belastet, haben psychische Probleme, sind traumatisiert, haben schlimme Dinge erlebt. Diese Frauen brauchen lange, um Vertrauen zu fassen.

JH: Bieten Sie auch professionelle psychologische Hilfe an?

☞ Natürlich! Entweder bieten wir es direkt an oder leiten es an andere professionelle Stellen weiter. Zum Glück haben wir ein großes Netzwerk aus Psychologen und Ärzten. Und auch sonst sind wir sehr gut vernetzt.

JH: Gibt es noch ähnliche Einrichtungen wie die Sophie in Berlin?

☞ In Berlin gibt es nur zwei Tageseinrichtungen für Frauen. Für Männer gibt es viele, 20 bis 30 niederschwellige Einrichtungen.

JH: Wie ist das Erscheinungsbild der Frauen bei Sophie? Sieht man ihnen ihre Hilfsbedürftigkeit an?

☞ Nein, die Frauen sind gut gekleidet, teilweise geradezu elegant. Frauen wollen das verstecken.

JH: Frauen legen also in dieser schweren Situation Wert auf ein gepflegtes Äußeres?

☞ Ja! Wer ist in der Lage zu sagen, ich brauche Hilfe? Es ist so schwer zu sagen: Ich bin gescheitert, ich habe keine Wohnung. Einige können anfangs noch auf Familie und Freunde zurückgreifen.

JH: Sie wollen also nicht, dass man das Scheitern sieht?


☞ Scheitern zu zeigen ist schwer! Man wird stigmatisiert, wir leben in einer Leistungsgesellschaft, Leistung ist überall gefragt. Die Frauen schämen sich.

JH: Wie verbringen die wohnungslosen Frauen ihren Alltag?


☞ Sie sind in Bibliotheken Stammkunden, etwa in der Staatsbibliothek Unter den Linden. Sie verwahren ihre Sachen den ganzen Tag in den Schließfächern und sitzen im Lesesaal. Sie lesen den ganzen Tag. Sie sind über alles informiert, interessieren sich für alles. Ich brauche eigentlich keine Nachrichten schauen, denn die Frauen halten mich auf dem Laufenden. Gelesen werden Zeitungen, Romane, Literatur, Sachbücher, alles!

Und die Frauen wissen um die Öffnungszeiten der Einrichtungen. Sie wissen also immer, wo sie hingehen können, etwas essen, ihre Wäsche waschen und duschen können. In Berlin gibt es keine Einrichtung, die durchgehend das ganze Jahr geöffnet hat. Die Gelder reichen einfach nicht, um eine tägliche Öffnungszeit gewährleisten zu können. Es gibt Projekte, die haben nur an einem einzigen Tag geöffnet.


JH: Die Einrichtungen haben also ihre Öffnungszeiten untereinander abgestimmt, sodass es immer ein geöffnetes Projekt gibt?

 Ja. Hilfe ist immer gewährleistet. Es gibt auch eine Broschüre, wo alle Hilfsangebote aufgelistet sind.


JH: Begleiten Sie die Frauen auch außerhalb der Einrichtung? Gehen Sie mit zu Ämtern?

 Ja! Ich frage vorher: Schaffst du das allein oder soll ich dich begleiten? Wenn die Frau sagt, ich traue mich nicht, begleite ich sie. Wir treffen uns hier bei Sophie und gehen dann gemeinsam los.

JH: Was wünschen Sie sich persönlich für Ihre Einrichtung?


 Ich würde mir allgemein mehr Einrichtungen wünschen für Familien, für alleinerziehende Frauen mit Kindern, kranke Frauen, Schwangere in hilfsbedürftigen Situationen. Für all diese Fälle muss es Hilfe geben! Und ich wünsche mir weniger Bürokratie! Um viel schneller Hilfe anbieten zu können, niederschwellige Hilfe. Wir verlieren so viel Zeit mit Bürokratie, darunter leidet unsere Zeit für die Klientinnen.

JH: Die Einrichtung ist ein Angebot der Koepjohann'schen Stiftung. Wer unterstützt sie sonst noch?

 Von der Berliner Tafel bekommen wir Lebensmittel, Nachbarn unterstützen unsere Kleiderkammer. Wir bekommen auch hin und wieder Einladungen für kulturelle Veranstaltungen. Die Frauen sind enorm interessiert an Kultur, sie nehmen diese Angebote sehr gern wahr.



JH: Was wünschen Sie sich für die Frauen?

 Ich wünsche mir für die Frauen einen Platz in der Gesellschaft, dass sie Anerkennung finden. Ich wünsche mir, dass in unserer Gesellschaft akzeptiert wird, dass es Menschen gibt, die Erfolg haben und Menschen, die scheitern. Das ist normal, und so muss es auch empfunden werden. Wir können nicht alle erfolgreich sein, es gibt keinen Platz für alle. Aber wir können alle Menschen mit Respekt behandeln, nicht stigmatisieren. Und wir können auch mit diesen Menschen reden. Viele denken, die Menschen leben auf der Straße, weil sie das wollen. Das stimmt nicht. Die wollen das nicht. Viele sagen auch: selber Schuld. Auch das stimmt nicht.

JH: Frau Ramos, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch, wünsche Ihnen und Ihrem Team weiter alles Gute, behalten Sie Ihre Energie, Sie machen eine ganz großartige Arbeit, danke!

 Ja, ich bin begeistert von meiner Arbeit!

*Das Gespräch führte Janka Haverbeck
Vorstandsmitglied Koepjohann'sche Stiftung*

„Hätte ich doch
bloß nicht gefragt.“

(Frau M.)

„Hätte ich doch bloß nicht gefragt.“

Häusliche Gewalt – Ein Erfahrungsbericht aus der Arbeit im Frauentreff Sophie der Koepjohann'schen Stiftung von Miran Ramos.

Ich erinnere mich noch sehr genau an diesen Tag im März. Die Uhren wurden auf die Sommerzeit umgestellt, und es war bitterkalt. Normalerweise bin ich um 8:30 Uhr im Frauentreff, um pünktlich wie gewohnt um 10:00 Uhr zu öffnen. Wenn ich komme, stehen die Frauen meistens schon wartend vor der Tür. Sie haben die Nacht in verschiedenen Notübernachtungen, auf der Straße, in Hostels oder in Billigpensionen verbracht und freuen sich auf einen heißen Kaffee. Ihre Wartezeit nutzen sie, um die Wartelisten für die Duschen, Waschmaschinen, Computer und so weiter zu erstellen. Wer zuerst kommt, malt zuerst. So die Devise.

Aufgrund der Zeitumstellung kamen die Frauen an diesem Tag später. Die einzige, die in der Kälte wartete, war Frau M. Auf Anhieb erkannte ich sie nicht, denn sie saß gekrümmt, eingehüllt in ihrem schwarzen Mantel. Sie versteckte ihr Gesicht in der großen Kapuze. Als sie mich begrüßte, wusste ich, dass ich sie kannte. Ich erinnere mich noch sehr gut an diese Situation. Es war mir peinlich, denn ich konnte mich nicht auf Anhieb an ihren Namen erinnern. In meiner Verlegenheit fragte ich sie: „Was machst Du denn hier?“ und sie antwortete: „Ich wusste nicht, wohin“. Als ich ihr Gesicht sah, erschrak ich. Es war geschwollen, ihre Augen rot geweint. Die Wange färbte sich aufgrund einer Bissverletzung blau und lila und schwoll zusehends an. Ich überlegte nicht lange. Wie konnte ich sie in diesem Zustand in der Kälte sitzen lassen? In der Regel öffne ich die Einrichtung nur, wenn mindestens eine weitere Mitarbeiterin anwesend ist. Da ich Frau M. kannte und einschätzen konnte, bat ich sie in den Tagestreff.

Frau M. ist Ärztin und mit einem deutschen Mann mit Migrationshintergrund verheiratet. Ihr Mann ist genau wie sie in Lateinamerika aufgewachsen. Seine Familie ist deutschstämmig, und man könnte annehmen, es gäbe hier kein Sprachproblem. Doch ihr Mann spricht ausschließlich spanisch. Als Frau M. in Lateinamerika ihr Visum beantragte, war sie noch nicht mit ihm verheiratet. Sie erhielt ein Touristenvisum für sechs Monate. Ihr Mann hingegen bekam ein Visum für ein Jahr. In diesem Zeitraum sollte er seine Staatsangehörigkeit klären.

Dann erzählte mir Frau M., was passiert war. Ihr Mann war die ganze Nacht über nicht nach Hause gekommen. Da er kein Deutsch sprach und eigentlich auch niemanden kannte, sei sie in großer Sorge gewesen. Erst spät in der Nacht kam er endlich zurück. Er war sturzbetrunken. Als sie ihn ansprach um zu erfahren, was geschehen sei, ging ihr Mann unvermittelt auf sie los, verdrehte ihr Hände und Arme, zwang sie zu Boden und trat und schlug auf sie ein. Irgendwie schaffte es Frau M., sich ins Badezimmer zu flüchten und sich dort zu verschanzen. Sie wartete und hoffte, dass er bald einschlafen würde. Nach einiger Zeit öffnete sie vorsichtig die Tür. Sie wollte die Wohnung so schnell wie möglich verlassen. Durch den schmalen Türspalt versuchte sie, die Situation zu erfassen. Schliefe er endlich? Konnte sie sich auf den Weg machen? Was ist, wenn er die Wohnungstür verschlossen hat? Wo waren die Schlüssel? Würde sie schnell genug sein? Ihre Gedanken konnte sie nicht mehr zu Ende führen, denn ihr Mann stieß die Tür auf und fiel erneut über sie her. Während er sie schlug und auf sie eintrat, redete er sich in Rage und machte ihr große Vorwürfe. Es sei ihre Schuld, dass er hier, im Gegensatz zu ihr, keine Arbeit fände. Warum ist er überhaupt in einem Land, welches ihm immer wieder vor Augen führt, dass er hier nicht willkommen ist? Warum findet er keine Arbeit? Überhaupt, wie soll es weitergehen? Sie sei an allem schuld. Sie habe ihn damals überredet, nach Deutschland auszuwandern. Schließlich gelang es ihr, sich zu befreien, ihren Mantel zu schnappen und auf die Straße zu fliehen.

Frau M. arbeitet im Späti von 4:00 Uhr morgens bis um 8:00 Uhr. Sie arbeitet sieben Tage in der Woche, auch an den Wochenenden. Von 9:00 bis 12:00 Uhr geht sie zur Schule, um die Sprache zu lernen. An den Nachmittagen geht sie putzen und Babysitten. Heute ist Sonntag, und sie hätte zu ihrer Arbeit gemusst. Was soll nun werden? „Hätte ich doch bloß nicht gefragt!“ Ich klärte Frau M. über ihre Rechte auf und erläuterte ihr, wie hierzulande der Tatbestand der häuslichen Gewalt und der Umgang damit ist. Ich riet ihr, Anzeige wegen Körperverletzung gegen ihren Mann zu erstatten. Danach telefonierte ich mit diversen Frauenhäusern und wandte mich an die zentrale Vermittlungsstelle, aber es war kein freier Platz verfügbar. Da Frau M. keine gültige Aufenthaltserlaubnis hatte, blieb ihr die Aufnahme in ein Frauenhaus oder in andere Betreuungseinrichtungen verwehrt.

Ich hielt es für erforderlich, Frau M. zunächst Zeit zu geben. Sie sollte sich ihrer Situation bewusstwerden. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, wie schwer dieser Schritt in die Öffentlichkeit für viele Frauen ist. Sie schämen sich, sind ängstlich und traumatisiert. Etliche Frauen haben bereits in ihrer Kindheit prägende Gewalterfahrungen gemacht. Deshalb ist es umso wichtiger, ihnen Mut zuzusprechen, ihnen beizustehen und Verständnis zu zeigen. Insbesondere wenn sie noch zögern, eine Anzeige wegen Körperverletzung zu erstatten. Auch Frau M. hat diese Entscheidung nicht leichtfertig getroffen, sondern erst nach mehreren Stunden. Gegen Mittag begleitete ich sie zur nächstgelegenen Polizeidienststelle. Diese nahm die Anzeige zwar auf, war aber nicht zuständig, da Frau M. in einem anderen Bezirk gemeldet war. Die verständnisvollen Polizeibeamten brachten uns zur Gewaltschutzambulanz in Tiergarten, doch wir standen vor verschlossenen Türen! Die Gewaltschutzambulanz ist an den Wochenenden nicht besetzt. Nun brachte man uns in das zuständige Polizeirevier. Von dort aus fuhren wir anschließend mit den Polizeibeamten zur Wohnung, zurück zum Tatort.

Für Frau M. war es ein schwerer Gang. Sie hatte große Angst. Gleichzeitig waren wir froh, den Täter im Schutz der Polizisten anzutreffen. Schließlich ersparte uns dies den teuren Schlüsseldienst. Zudem erhielt der Täter unmittelbar die Anordnung, die Wohnung sofort zu verlassen und alle Schlüssel auszuhändigen. Außerdem wurde er darüber belehrt, 14 Tage keinen Kontakt zum Opfer suchen und in ihre Nähe kommen zu dürfen, andernfalls mache er sich strafbar. Der Mann packte seine Sachen und sollte nun die Wohnung verlassen. Um es ihm zu erleichtern, empfahlen die Beamten Frau M., ihrem Mann ein Taschengeld zu geben. Dies funktioniere in solchen Fällen immer gut, um weitere Belästigungen auszuschließen, sagten sie. Ein sehr zweifelhafter Rat. Sollte seine Tat auf diese Weise noch belohnt werden? Frau M. gab ihrem Mann 200 Euro, eine riesige Summe gemessen an ihrem geringen Einkommen. Die rechtliche Situation war nun geklärt. Die gesundheitliche allerdings überhaupt nicht, denn nach dem Schock kamen die Schmerzen. Frau M. konnte plötzlich nicht mehr atmen und sich nur unter großen Schmerzen bewegen. Trotzdem weigerte sie sich, ein

Krankenhaus aufzusuchen. Ohne gültige Aufenthaltspapiere verweigern die Krankenhäuser eine Behandlung. Frau M. wollte bis zum nächsten Tag warten, um sich in der Gewaltschutzambulanz versorgen zu lassen. Ich begleitete sie dorthin. Diese war zwar geöffnet, eine ärztliche Behandlung allerdings erfolgte nicht. Dies ist auch nicht vorgesehen. Lediglich Fotos der Verletzungen wurden aufgenommen, um die Tat später vor Gericht entsprechend dokumentieren zu können. Das hätten wir auch selbst erledigen können. Nun war guter Rat teuer. Ich telefonierte mit verschiedenen Einrichtungen. Schließlich übernahm die Malteser-Migrantenhilfe die Behandlung von Frau M. Glücklicherweise wurde kein Bruch festgestellt, wohl aber diverse Prellungen und Schürfungen. Zum Glück hatte sich die Bisswunde nicht entzündet. Frau M. sollte sich unbedingt schonen. Nach einigen Wochen erhielten sie und ihr Mann eine Vorladung zur Anhörung vor Gericht.

Frau M. hat die Anzeige zurückgezogen. Sie lebt inzwischen von ihrem Mann getrennt und hat die Scheidung eingereicht. Sie hat nach wie vor große Angst, dass er plötzlich wieder vor ihr steht und ihr erneut Gewalt androht oder gar zuschlägt. Sie sucht eine neue Wohnung, doch das ist in diesen Zeiten besonders schwierig. Wir fragen uns: Wie kann es sein, dass die Gewaltschutzambulanz an den Wochenenden geschlossen ist? Auch die Öffnungszeiten von Montag bis Freitag von 10:00 bis 15:00 Uhr sind fragwürdig. Geschlagen und misshandelt wird auch nach 15:00 Uhr und insbesondere an Wochenenden und Feiertagen. Es ist eine Schande, dass Frauenhäuser ständig überfüllt sind und Frauen und Mädchen so viel Gewalt erdulden müssen. Eine psychologische Beratung für misshandelte Frauen ist nach unserer Auffassung absolut notwendig. Zwar gibt es telefonische Kriseninterventionen, eine umfassende Hilfe stellen diese jedoch keinesfalls dar. Hier müssen die Angebote dringend an die Realität angepasst werden. Deshalb gibt es in der Koepjohann'schen Stiftung für die Klientinnen des Tagestreffs Sophie nun eine professionelle Beratung durch eine erfahrene Psychologin. Ein kleiner Schritt mit großer Wirkung – so hoffen wir.

Mirian Ramos,
Leiterin Frauentreffpunkt Sophie



Der Kieztreff Koepjohann ist im Oktober 2013 als neue Einrichtung der Koepjohann'schen Stiftung eröffnet worden. Mit seinen renovierten und modern gestalteten Räumen befindet er sich im Parterre eines Altbaus neben der Sophienkirche, nicht weit vom Hackeschen Markt in Berlin-Mitte. In einem Umfeld, das von Gentrifizierung, hoher Fluktuation und Anonymisierung gekennzeichnet ist, soll der Kieztreff ein Ort der Begegnung und ein Raum von Beständigkeit und Verlässlichkeit sein. Der Kieztreff Koepjohann arbeitet seit Bestehen stadteilorientiert. Die Angebote orientieren sich am Sozialraum. Dies bedeutet, die Ideen und Wünsche der Menschen aus der Spandauer Vorstadt aufzugreifen und für deren Umsetzung einen Ort der Begegnung, Beratung und motivierender Begleitung zur Verfügung zu stellen. Angesprochen sind die, die aktiv ihre Anliegen selbst in die Hand nehmen möchten, einsam sind und/oder sich anderen Interessengruppen anschließen möchten. Gemeinsam können die Menschen ihren Lebensalltag mitgestalten und gesellschaftspolitische Verantwortung übernehmen.

Als Leitgedanke für jedes Engagement dient der Stiftungszweck, vor allem bedürftige Frauen, Alleinerziehende mit Kindern und Senioren zu unterstützen. Der Kieztreff Koepjohann bietet Raum für Viele: Vom gemeinsamen Kochen bis zu Themendiskussionen geht es über offene Kiez-Treffs, Sing-Abende und vieles andere. Stöbern Sie und lassen Sie sich einladen:

Senioren

treffen sich und tauschen sich im „Café Herbstzeitlose“ aus, führen Themendiskussionen, hören Vorträge, besuchen Fachtagungen wie zum Beispiel „Älter werden in der Nachbarschaft“ oder eine Informationsveranstaltung über das Pflegestärkungsgesetz III, nehmen teil am Treffpunkt „Demenz“ – mit betreuten Nachmittagsgruppen und Angehörigen – in Kooperation mit der Alzheimer-Angehörigen-Initiative.

Kieztgeschichten

ist ein Projekt, das von Nachbarn initiiert wird und mal als Lesung, mal als Diaschau oder Filmabend stattfindet,

Familientreffpunkt

Krabbel-, Koch- und Spielegruppen, Yoga- und Theaterangeboten für Mütter und Kinder und das Alleinerziehenden-Café in Kooperation mit Evas Arche e.V.

Frauen

können eine kostenlose Rechtsberatung in Anspruch nehmen (in Kooperation mit Evas Arche e.V.), es gibt Frauengesprächs- und Kreativgruppen, Freizeitgestaltung mit offenen Sing-, Mal- und Tanzgruppen; Gruppen, in denen gelernt wird, Spanisch zu sprechen, sowie Lesegruppen.

Selbsthilfegruppen

Themen wie Trauer, Aphasie, Anonyme Alkoholiker, Al Anon und Medienabhängigkeit.

Gerne können Sie die Räume nutzen. Abhängig von Ihren Ideen kann die Nutzung in Kooperation mit der Stiftung kostenfrei geschehen (sofern die Nutzung mit dem Stiftungszweck übereinstimmt). Für alle anderen Fälle bietet die Stiftung die Möglichkeit, die Räume stundenweise gegen ein pauschales Nutzungsentgelt zu nutzen, etwa für Familienfeiern, Workshops, Seminare, Besprechungen, Sitzungen.

Im Kieztreff Koepjohann engagieren sich zurzeit zehn Ehrenamtliche, die zum Beispiel Gruppen leiten, ihr Wissen und Können weitervermitteln oder ihre handwerkliche und haustechnische Unterstützung anbieten.

Hier einige Erfahrungen von Ehrenamtlichen, die sich im Kieztreff engagieren:

Chris Firchow leitet die Malgruppe

„In einer Gesellschaft, die immer weiter auseinander driftet, eine Plattform zu schaffen, wo sich Menschen begegnen können: Das ist der Kieztreff. Über die Weitergabe meines Wissens auf dem Gebiet der freien Kunst mit anderen ins Gespräch zu kommen und über die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe hinweg eine Brücke zu schlagen, ist dabei mein Anliegen. Die moderne Kunst auch den Menschen im Kiez näher zu bringen, ist mein Wunsch.“
Chris Firchow, Bildende Künstlerin

Marianne Salz leitet die offene Singgruppe

„Schon von Kindesbeinen an singe ich gern und viel. Diese Begeisterung möchte ich mit anderen teilen – auch mit Menschen, die glauben, nicht singen zu können ... Stimmen sind entwicklungsfähig!
Seit Januar 2014 leite ich einen offenen Singabend. Im Mittelpunkt stehen meist Volks- und Kinderlieder; Genres wie Rock, Pop, Schlager, Liedermacher oder Klassik kommen gelegentlich vor. Jeder Abend steht unter einem besonderen Thema (zum Beispiel Wanderlieder, Märchenlieder, Tierlieder ...).“
Marianne Salz

Kirsten Waterstraat ist Ansprechmutter für die Mittwochs-Krabbelgruppe

„Um andere Kinder und Mütter kennenzulernen, habe ich mich auf die Suche nach einer Krabbelgruppe gemacht und bin schnell beim Kieztreff gelandet – und sehr gerne geblieben! Denn der Kieztreff ist ein Ort zum Wohlfühlen. Angefangen von den schönen Räumlichkeiten über das Miteinander der Menschen, die sich hier begegnen, bis zum „guten Geist“ des Ganzen, der Leiterin Rosalie Solas. Sie sorgt dafür, dass sich alle wohl und willkommen fühlen. Das Konzept, dass der Kieztreff so vielfältig und unkompliziert genutzt werden kann, finde ich sehr überzeugend, weshalb ich mich hier auch sehr gerne ehrenamtlich engagiere!“
Kirsten Waterstraat

Norbert Sip hilft bei haushandwerklichen Tätigkeiten und ist Initiator von „Kieztgeschichten ...“

„Soziales Engagement war immer mein Bestreben. Damals im Sport, heute im Kiez! Menschen zu motivieren und zusammenzubringen! Eigene Ideen umsetzen! Offene Ohren für Probleme anderer haben.“
Norbert Sip



Morgens um neun – ich komme gerade im Büro an. Noch bevor ich mich setze, klingelt das Telefon. Eine Mutter ruft an und erzählt mir, sie sei jetzt völlig am Ende. Bis gestern dachte sie noch, sie schafft das alles – das mit dem Kind, dem kranken Mann, dem Haushalt und diese ganzen bürokratischen Sachen, die man im Alltag so zu erledigen hat. Dann höre ich nur noch ein Schluchzen. Ich warte ein Moment, bis sich die Frau am anderen Ende der Leitung beruhigt hat. Dann bestärke ich sie und sage, es ist gut, dass sie uns angerufen hat. Die Frau hat aufgehört zu weinen und ist zur Ruhe gekommen. Nun erzählt sie mir ihre ganze Geschichte, von der Schwangerschaft, die nicht so optimal verlief. Oft war sie müde und ihr war übel. Sie hat anfangs sehr stark abgenommen statt zugenommen. Und dennoch ging sie bis zum achten Schwangerschaftsmonat arbeiten, betont sie. Das Kind ist ein Wunschkind. Es kam zum Glück gesund auf die Welt. Es entwickelt sich zur Freude der Eltern sehr gut. Es ist jetzt drei Monate alt. Die Frau erzählt mir, dass sie sich von der Schwangerschaft noch nicht ganz erholt hat. Sie schläft schlecht und ist oft nervös.

Und dann kam das mit ihrem Mann dazu. Er hat sich von einer Erkältung nicht mehr erholt. Seit Wochen geht es ihm schlecht, und gestern nun kam er ins Krankenhaus auf die Intensivstation. Die Diagnose: Autoimmunschwäche. Jetzt weiß sie auch nicht mehr weiter. Die Eltern wohnen weit weg. Wie soll sie ihren Mann besuchen? Das Kind darf sie nicht mit auf die Intensivstation nehmen. Eine Freundin kommt ab und zu vorbei und fasst mit an. Sie erzählt ihr vom Projekt Känguru. Es ist morgens um neun, als die Mutter uns anruft und sich mit den Worten meldet: Ich dachte, ich schaff's! Ich denke mir manchmal, ich müsste mal ein Buch schreiben, über all die Familiensituationen, die es gibt, wenn ein Kind geboren wird. Die Familien, die sich bei unserem Projekt Känguru melden, sind an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gestoßen.

Wir haben das Projekt vor zehn Jahren „ins Leben gerufen“. Der Grund dafür war: Es gab und gibt keine staatlichen Institutionen oder Regelleistungen, die Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern ganz alltagspraktisch unterstützen, sprich ihnen für ein paar Stunden Zeit für sich allein geben, damit hochbelastete Eltern regenerieren können. Zeit – um sich zu erholen – ist in diesem Fall „Gold wert“. Jeder weiß, wie sich das anfühlt, wenn man überfordert ist und die Nerven blank liegen. Unzufriedenheit, Traurigkeit und Verzweiflung sind in solchen Momenten oft die Folge. Hält so ein Seelenzustand über einen längeren Zeitraum an, wird es kritisch. Sind Kinder betroffen, weil die Eltern dauerhaft übermüdet, überreizt und erschöpft sind, besteht eine große Gefahr für ihre seelische und körperliche Entwicklung. Darum gibt es das Projekt Känguru. Wir möchten den Familien rechtzeitig helfen, damit die Situation in der Familie sich nicht verschlechtert oder gar eskaliert.

Träger sind die Koepjohann'sche Stiftung, die das Projekt seit acht Jahren unterstützt, das Diakonische Werk Schlesische Oberlausitz e.V. und das Diakonische Werk Stadtmitte. Darüber hinaus wird das Projekt Känguru finanziell mit Bundesmitteln der Frühen Hilfen über das Bezirksamt Mitte gefördert. Es ist ein Angebot im Rahmen des präventiven Kinderschutzes. Es gibt neun Standorte in Berlin und einen ersten in Brandenburg.

Was genau macht das Känguru-Projekt?

Einmal in der Woche geht eine ehrenamtliche Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter für drei bis vier Stunden zu der Familie nach Hause und kümmert sich dort um das Baby oder die Geschwisterkinder.

Wie finden die Eltern den Weg zu uns?

Es gibt viele Möglichkeiten. Entweder entdecken Eltern einen Flyer von uns, oder sie werden von Kollegen über unser Angebot informiert und an uns weitergeleitet. Dann rufen die Eltern bei uns an. Das Angebot ist freiwillig und kostenfrei!

Wer kommt zu uns?

Eltern jeglicher Herkunft und Lebenssituation. Egal ob alleinerziehend oder in einer Partnerschaft lebend.

Wer arbeitet hier?

Das Herz der Hilfeleistung sind unsere bodenständigen, wohlwollenden, lebensfrohen Ehrenamtlichen. Menschen, die das Herz am rechten Fleck haben und sich engagiert einbringen. Im Durchschnitt arbeiten wir monatlich mit 23 Ehrenamtlichen zusammen. Diese werden gut geschult und begleitet. Einmal im Monat gibt es eine Teamsitzung – eine gute Plattform, um die anderen kennenzulernen und sich auszutauschen. Die Anleitung und Begleitung der Ehrenamtlichen übernehme ich, ausgebildet als Diplom-Pädagogin und Systemische Therapeutin. Ebenso biete ich den Eltern Einzel- und Paargespräche an. So ist es möglich, den Eltern auch im Gespräch Ressourcen aufzuzeigen und gemeinsam mit ihnen nach Lösungen zu suchen.

Wie werden die Ehrenamtlichen ausgewählt?

Ich führe ein ausführliches Erstgespräch, und jeder, der bei uns mitarbeiten möchte, muss ein eintragsfreies erweitertes polizeiliches Führungszeugnis vorlegen. Voraussetzung für die Mitarbeit ist die Freude am Umgang mit Kindern.

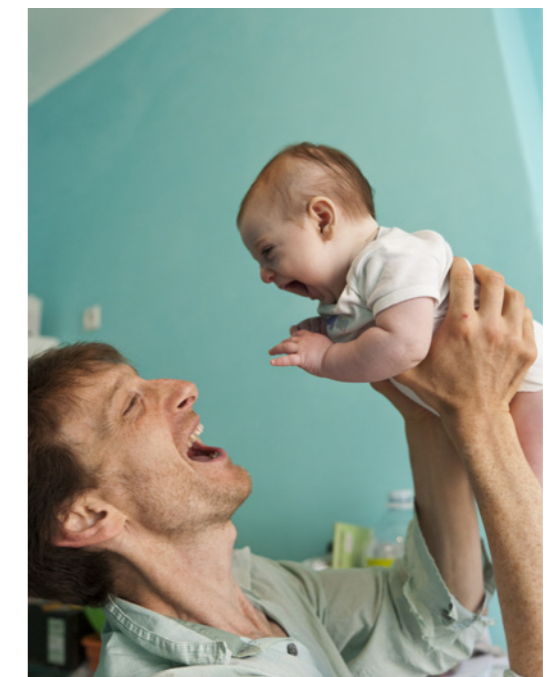
Mit wem arbeitet das Projekt Känguru zusammen?

Mit vielen! Um konkreter zu werden: Wir arbeiten in einem großen, gut funktionierenden Netzwerk. Zu diesem gehören zum Beispiel Hebammen, Kinderärzte, Familienzentren, Beratungsstellen, das Jugendamt, die Babylotsen der Charité, der Kinder- und Jugendgesundheitsdienst, Kindergärten, Frauenärzte und andere.

Ein Wunsch für die Zukunft

Ich wünsche mir, dass jeder, der diesen Beitrag liest, uns hilft, Ehrenamtliche für unser Projekt zu finden und vielleicht Freunde oder Bekannte begeistern kann, bei uns mitzuarbeiten. Dann könnte ich den Familien, die auf der Warteliste stehen, schneller Entlastung anbieten, und sie müssten nicht so lange warten. Das wäre toll!

Constanze Meyne
Leiterin Känguru



Ein Projekt stellt sich vor ...



Wer sind wir?

„Kinder in die Mitte“ ist ein offenes Kinder- und Jugendprojekt in der Schröderstraße 5. Montag bis Donnerstag sind unsere Räume von 15 bis 18 Uhr geöffnet. Herzlich willkommen sind alle Kinder zwischen 3 und 14 Jahren und ihre Familien! Neugierige erwartet ein abwechslungsreiches Nachmittagsprogramm mit musikalischen und kreativen Angeboten. Die pädagogische Leitung des Projekts liegt bei Elisa Sieweck. Zusätzlich wird unser Team durch den Musikpädagogik-Studenten Tuan Duc Tran und ehrenamtliche Mitarbeiter bereichert.

Geschichte

Das Projekt wurde 1998 gegründet und ist in den Räumen der Erlöserkirche (Evangelisch-methodistische Kirche) beheimatet. Es entstand aus der Gemeindegarbeit heraus und wurde viele Jahre von Diakonissen der Diakonissen-Schwesterschaft Bethesda geleitet. Seit April 2017 ist „Kinder in die Mitte“ in Trägerschaft der Bethanien Diakonissen-Stiftung.

Angebote

Täglich bieten wir zwischen 14 und 15 Uhr eine Hausaufgabenbetreuung in unserem Schulzimmer an. Ein Schwerpunkt unseres Programms liegt auf musikalischen Angeboten. Unser Student erprobt mit den Kindern Elemente der musikalischen Früherziehung und Rhythmus- und Bewegungsspiele. Die Kinder werden zum Ausprobieren verschiedener Instrumente und zum Instrumentalunterricht in Kleingruppen ermutigt.

Seit Februar findet montags das Hörspielprojekt mit Anne Abendroth statt. Gemeinsam mit der Schauspielerin und Sprecherin denken sich die Teilnehmer ihre eigene Geschichte aus. Die Geräusche, Musik und Texte nehmen sie unter fachlicher Anleitung selbst auf, bis ein ganzes Hörspielabenteuer fertig sein wird. Darüber hinaus gibt es wechselnde Kreativangebote. Der tägliche Nachmittagsimbiss wird gemeinsam mit den Kindern oder von ehrenamtlichen Köchinnen zubereitet. Zusätzlich zu unseren festen Angeboten unternehmen wir im Rahmen des Ferienprogramms Ausflüge und veranstalten ein Übernachtungswochenende in unseren Räumen. Der Höhepunkt des Jahres ist unsere Sommerfreizeit. Wir machen uns auf den Weg zu wechselnden Reisezielen und erleben eine Woche voller Spiel, Spaß und Gemeinschaft. Finanziell getragen wird die Freizeit von der Koepjohann'schen Stiftung.

Unterstützt werden wir neben der Koepjohann'schen Stiftung auch durch den Freundeskreis Kinder in die Mitte e.V., die Nachbarschaft der Schröderstraße 5 und zahlreiche Einzelpersonen. Wir sind sehr dankbar für all das Engagement, ohne das unsere Arbeit nicht möglich wäre!

Ziele

„Kinder in die Mitte“ möchte für die Kinder im Kiez ein Ort der Begegnung sein. Im Projekt haben sie Raum, um nach dem Kindergarten oder der Schule gemeinsam zu spielen, zu musizieren und ganz Kind zu sein. Unser Team hat dabei ein offenes Ohr für die kleinen und großen Sorgen der Kinder und geht individuell auf ihre Bedürfnisse ein. Alle Kinder gleich welcher Herkunft haben hier einen Platz!

*Elisa Sieweck,
Leiterin Kinder in die Mitte*

Ein Projekt stellt sich vor ...

Wer sind wir?

Am 6. Mai 1992 wurde das Ökumenische Frauenzentrum Evas Arche in der Großen Hamburger Straße 28 auf dem Gelände der evangelischen Sophiengemeinde eröffnet (heute evangelische Kirchengemeinde am Weinberg). Wir sind ein Ort von Frauen für Frauen. Die Aufgaben, die sich die Gründerinnen damals stellten, sind auch heute noch aktuell. Ihr Ziel war es, Frauen einen „geschützten Raum“ anzubieten, in dem sie Hilfe und Stärkung erfahren, Gemeinschaft über Konfessionen und Ideologien hinweg erleben und in dem sie für Chancengleichheit und die Förderung von Frauen in Kirche und Gesellschaft eintreten.

Geschichte - Entwicklung

Von Anfang an wurden in Ost und West verbindende und konfessionsübergreifende Angebote gemacht. Und das Konzept kommt an. Die unterschiedlichen Prägungen, die die Besucherinnen mitbringen, waren in den Anfangsjahren stärker Thema als sie es jetzt sind, aber sie fließen doch immer wieder ein. In den 25 Jahren unseres Bestehens ist viel passiert. Die Angebote von Evas Arche haben sich teilweise verändert, doch das große Bedürfnis nach Gemeinschaft unter Frauen ist geblieben. Drei Schwerpunkte bilden die Grundlage unserer Arbeit: Theologie & Spiritualität, Kultur & Bildung und soziale Arbeit. Diese Bereiche sind eng miteinander verknüpft und nehmen den Menschen in seiner Ganzheitlichkeit wahr. Sie bilden die Basis, auf der die Angebote von Evas Arche entwickelt werden: Gruppen, Kurse, Veranstaltungen, offene Treffs, Einzelberatungen und Ehrenamtsprojekte und natürlich theologische/spirituelle Angebote. Jede der Frauen, ob Besucherin oder Mitarbeiterin, gibt Anstöße, macht Vorschläge, bringt sich mit ihren Ideen, Gaben und Kräften ein. Die Angebote in Evas Arche spiegeln dabei das Leben von Frauen wider: ganzheitlich, bunt, voller Fantasie und Bewegung. Fühlen Sie sich ermutigt einzutreten und die lebendige Vielfalt von Evas Arche kennenzulernen.



Ziele - Mission - Zahlen

Und wir entwickeln uns weiter: Unser jüngstes Projekt sind die „Welcome-Baby-Bags“. Mit dieser Initiative unterstützen wir geflüchtete schwangere Frauen mit einer Erstausrüstung für Mutter und Kind. Und immer im Blick behalten wir die Situation alleinerziehender Frauen, (zumeist älterer) erkrankter Frauen und Frauen mit geringen finanziellen Mitteln. Sie erhalten in unserer Gesellschaft noch immer nicht die ihnen zustehende Aufmerksamkeit und Zuwendung.

Eine unserer größten Herausforderungen ist es, immer wieder die notwendigen finanziellen Mittel zur Weiterführung unserer Arbeit zusammenzubekommen. Wir sind der Koepjohann'schen Stiftung hier sehr dankbar, sie fördert und unterstützt unsere Arbeit seit vielen Jahren kontinuierlich und mit großem Engagement.

Unsere aktuellen Angebote und Termine finden Sie in unserem Flyer, der drei Mal im Jahr erscheint sowie auf unserer Website www.evas-arche.de

*Ute Einicke,
Geschäftsführerin Ökumenisches
Frauenzentrum Evas Arche e. V.*



Unser Stadtbezirk Mitte verändert sich. Wo gestern noch Brache war, steht heute ein schickes Appartementhaus. Wo sich früher Familien und Anwohner zum Einkauf trafen, finden sich heute Tiefgaragen. Es gibt Menschen, die können sich den Bezirk heute nicht mehr leisten und ziehen fort. Bei all dem Wandel – eines ist Mitte geblieben: ein Ort für Menschen, die auf dem Weg sind, die nicht angekommen sind, für Menschen, die vieles verloren haben und auf der Suche nach einem besseren Leben sind. Vielleicht fallen sie Ihnen auf: der Obdachlose, der unter einem Balkon in der Torstraße campiert, die frierende junge Frau, die vor der Sparkasse um Kleingeld bittet, der Punker mit blasser Haut und bunten Haaren, der sich im U-Bahnhof auf Zeitungen bettet. Viele dieser noch so jungen Menschen sind aus den östlichen Ländern Europas nach Berlin gekommen. Sie flohen vor Armut, gesellschaftlicher Ausgrenzung und Perspektivlosigkeit. Vor familiärer, gesellschaftlicher und staatlicher Gewalt. Vor sexueller oder ethnischer Diskriminierung. Sie haben (fast) nichts zu verlieren, sodass sie ein Leben in Berlin – und sei es ohne eine Aussicht auf Wohnung, Krankenversicherung

und sozialen Schutz – dem Verbleib in ihrer Heimat vorziehen. Viele sind seit Jahren hier, und sie werden bleiben. Oft gibt es nichts und niemanden, zu dem sie zurückkehren könnten. Der Verein KLIK e. V. hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Menschen zu helfen, ihnen Zugang zu den elementarsten Dingen des Lebens wie einer Dusche, einem warmen Essen oder der Versorgung ihrer Wunden zu ermöglichen.

Den Kontaktladen KLIK gibt es in Mitte bereits seit 1994. In den Anfangszeiten unterstützte die Einrichtung vornehmlich jugendliche Trebegänger, die aus ihren deutschen Elternhäusern geflohen waren. Im Laufe der Jahre verschob sich die Problematik wohnungsloser junger Menschen immer mehr in Richtung europäischer Binnen-Migranten. Wir haben auf diese Entwicklung reagiert und uns durch die Gründung und Neukonzeptionierung der Angebote im Jahr 2012 auf die veränderten gesellschaftlichen Bedarfe eingestellt. So können wir heute in englischer, polnischer und deutscher Sprache zu sozialen Schwierigkeiten, Suchtproblemen oder Arbeitsperspektiven beraten. Wir bieten in der Einrichtung eine kostenlose medizinische Basisversorgung für die Menschen, aber auch eine Tierarztsprechstunde für ihre Hunde an, die ihnen oft die einzigen Gefährten sind. Wir begleiten zu Ämtern oder Hilfeinstitutionen, um noch jede Möglichkeit der Unterstützung auszuloten.

Da es den meisten unserer Besuchern nicht möglich ist, ihre oft schweren Erkrankungen bei einem Arzt oder Psychotherapeuten behandeln zu lassen, da ihnen keine betreuten Wohnmöglichkeiten zu Verfügung stehen, keine Schule und kein Betrieb ihre Interessen und Fähigkeiten fördert, bleibt ihnen nur, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Wir bieten ihnen

einen Ort, an dem sie zur Ruhe kommen, aber vor allem neue Kraft schöpfen und ihre Fähigkeiten entdecken können. Ob Spracherwerb, Kreativität in der Holzwerkstatt oder gemeinsames Kochen – die Kontakt- und Beratungsstelle KLIK wird durch ihre Besucher und deren Einsatz und Ideen getragen. Wir versuchen, sie die Erfahrung machen zu lassen, dass sie etwas schaffen können, dass sie etwas wert sind. Sie überraschen zuweilen uns und auch sich selbst mit der Prägnanz ihrer Erzählungen, mit der kreativen Darstellung ihrer Erfahrungen wie in dem gemeinsam entwickelten Ausstellungs- und Interview-Projekt „Ich bin hier und ich lebe“. Manch Besucher bringt sich in unsere Arbeit ein und wird Unterstützer, Mitarbeiter oder gar Vereinskollege. Viele finden einen Platz in dieser Stadt, in unserer Gesellschaft, und einige ziehen weiter.

Manchmal verlieren wir auch Menschen. Wie die junge Frau, deren Körper es nicht mehr schaffte, der Alkoholkrankheit zu trotzen, die uns ihre Geschichte und ihre Bilder hinterlassen hat. Wir sind stolz darauf, dass sich der Verein KLIK e. V. in den vergangenen Jahren zu DER Institution für junge wohnungslose Menschen aus dem EU-Ausland entwickeln konnte. Da die Existenz unserer Besucher von staatlicher Seite nicht nur ignoriert, sondern faktisch negiert wird, finanzieren wir unsere Angebote vorwiegend durch Spenden, Stiftungsprogramme und die großartige und kontinuierliche Förderung zivilgesellschaftlicher Akteure wie die Koepjohann'sche Stiftung. Ohne diese Förderung, das Vertrauen, die Ermutigung und Unterstützung würde es KLIK e. V. nicht (mehr) geben.

*Alexandra Post
Leiterin KLIK e. V.*

*Auszüge von Werena Rosenke; Stellv. Geschäftsführerin
der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V.*



Wenn sich die wohnungs- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen nicht **nachhaltig** ändern, wird es von 2015 bis 2018 einen weiteren **Zuwachs um 200.000** auf dann **536.000** wohnungslose Menschen geben

Seit 2002 gibt es **1 Million Sozialwohnungen weniger**



Es fehlen mindestens **2,7 Millionen** Kleinwohnungen

Eine eigene Wohnung ist mehr als ein Dach über dem Kopf: Erst eine Wohnung ermöglicht Privatheit, Schutz, Geborgenheit, dort entspannt man sich und dort hat man die Chance, die eigenen Stärken zu entwickeln oder Schwächen zu überwinden, sich zurückzuziehen, Freundinnen und Freunde zu treffen. In der eigenen Wohnung kann man so sein, wie man es selbst will. Diese Möglichkeit der Selbstbestimmung fehlt auf der Straße, in der kommunalen Obdachlosenunterkunft, in der Billigpension, wenn man vorübergehend bei Bekannten unterkommt, die einen jederzeit wieder auf die Straße setzen können. Diese Form der Selbstbestimmung lässt sich allerdings auch nicht in der eigenen Wohnung leben, wenn vom Partner oder von der Partnerin, von einem Elternteil oder dem Kind körperliche, sexuelle oder psychische Gewalt gefürchtet oder erlitten werden muss.

Nach der jüngsten Schätzung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG W) lebten 2014 circa 335.000 Menschen in Deutschland ohne Wohnung. Wenn sich die wohnungs- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen nicht nachhaltig ändern, wird es von 2015 bis 2018 einen weiteren Zuwachs um 200.000 auf dann 536.000 wohnungslose Menschen geben. Das wäre eine Steigerung um circa 60 Prozent. Es fehlen nicht erst seit gestern bezahlbare Wohnungen für wohnungslose und andere einkommensarme Haushalte, für Alleinerziehende, für Studierende und viele andere. Auch die Flüchtlinge und EU-Zuwanderer, die Schutz, Arbeit und Auskommen in Deutschland suchen, sind auf bezahlbare Wohnungen angewiesen. Seit 2002 gibt es eine Million Sozialwohnungen weniger. Es fehlen mindestens 2,7 Millionen Kleinwohnungen. Dieser Wohnungsmangel, insbesondere bei den kleinen Ein- bis Dreizimmerwohnungen, hat zu einem extremen Anziehen der Mietpreise vor allem in den Ballungsgebieten geführt. Der besonders großen Nachfra-

gegruppe der Einpersonenhaushalte (16,4 Millionen Menschen) steht nur ein Angebot von 13,6 Millionen Ein- bis Dreizimmerwohnungen gegenüber. Man kann also nicht behaupten, Wohnungslosigkeit liege häufig nicht in fehlendem Wohnraum begründet. Man kann auch nicht behaupten, die Krise auf den Wohnungsmärkten sei „eingewandert“. Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit sind hausgemacht und Ergebnis politischer Fehlentscheidungen und Fahrlässigkeit. Anstelle einer sozialen Wohnungspolitik wird die Wohnung ausschließlich als Ware begriffen und dem freien Spiel des Marktes überantwortet.

Eine Gegensteuerung zu den auslaufenden Sozialbindungen ist weder mit dem Neubau von Sozialwohnungen noch dem Erwerb von Sozialbindungen erfolgt. Zudem hat die öffentliche Hand ihre eigenen Wohnungsbestände an meistbietende private Investoren verkauft und sich so selbst geeigneter Reserven preiswerten Wohnraums beraubt. Durch Verdrängungsprozesse (Gentrifizierung) stehen große Wohnbestände in attraktiven Lagen für Mieterhaushalte mit geringem Einkommen nicht mehr zur Verfügung. Auch hier wurde von den politisch Verantwortlichen nicht entsprechend gegengesteuert. Noch immer gibt es zu wenig systematische Prävention, beispielsweise durch Präventionsfachstellen, mit denen Wohnungsverluste verhindert werden könnten. Zugleich hat sich die Armut verfestigt, unter anderem durch den Niedriglohnsektor und atypische Beschäftigung, insbesondere auf Basis geringfügiger Beschäftigung oder Teilzeitarbeitsstellen. Hier sind Frauen in ganz besonderer Weise betroffen. Armut trotz Arbeit ist für viele Menschen Realität. Einer immer größeren Zahl Wohnungssuchender mit geringem Einkommen steht somit ein ständig schrumpfendes Angebot an bezahlbarem Wohnraum zur Verfügung.

„Wenn man kein Zuhause hat, keinen Lebensmittelpunkt hat, dann ist es unmöglich, etwas zu tun.“

Illy, 25 Jahre

„Ich denke mir einfach nur: Überleben. Das ist alles, nur das möchte ich. Überleben. Und vielleicht, dass die Zukunft etwas besser wird.“

Elisa, 27 Jahre (+)

„Sie gucken auf mich wie auf ein Aas. Was ist denn? Okay, ich lebe auf der Straße, aber ich bin noch hier und lebe ...“

Anita, 21 Jahre

66



Die Obdachlosigkeit von Frauen hat in den letzten Jahren stark zugenommen. 28 Prozent, das sind bundesweit circa 86.000 Frauen, sind derzeit in Deutschland wohnungslos. (Schätzung BAG-W)

© Florent Moglia | Zitate aus der Publikation „Ich bin hier und ich lebe“ KLIK e. V.

Die Obdachlosigkeit von Frauen hat in den letzten Jahren stark zugenommen. 28 Prozent, das sind bundesweit circa 86.000 Frauen, sind derzeit wohnungslos. In der Presse findet man ja häufig das Bild der älteren Frau, die mit Plastiktüten bepackt ist oder ihre Habseligkeiten in einem Einkaufswagen vor sich herschiebt. Diesem Klischee entsprechen die allermeisten wohnungslosen Frauen nicht. Wohnungslose Frauen sind relativ jung, deutlich jünger als wohnungslose Männer. Obschon die Frauen überwiegend einen Schulabschluss vorweisen können, verfügt die Mehrheit der Klientinnen der Hilfen im Wohnungsnotfall über keine Berufsausbildung. Dies ist vor allem dadurch erklärbar, dass ein großer Anteil der Frauen jünger ist als 25 Jahre.

Gewalt in der Herkunftsfamilie und häusliche Gewalt sind prägend für das Leben vieler Frauen in einer Wohnungsnotfallsituation. Es sind Frauen, die oft jahrelang häusliche Gewalt erfahren haben oder junge Frauen und Mädchen, die von Gewalt geprägten Lebensumständen in ihrer Herkunftsfamilie zu entkommen versuchen. Sie werden wohnungslos, weil sie weder über auffangende soziale Netze verfügen noch wirtschaftlich und materiell abgesichert sind, um sich selbst mit alternativem Wohnraum versorgen zu können. Insbesondere wenn sie aufgrund weiterer sozialer Schwierigkeiten oder einer Suchtproblematik keine Aufnahme in einem Frauenhaus finden können, bleibt häufig nur die Wohnungslosigkeit. Frauen versuchen mit vielen Mitteln, nicht als wohnungslose Frauen identifiziert oder etikettiert zu werden.

Ein Teil der wohnungslosen Frauen versucht oft lange, sich ohne institutionelle Hilfe durchzuschlagen. Sie leben ihre Wohnungslosigkeit verdeckt, gehen sogenannte Zwangsgemeinschaften ein, akzeptieren also Beziehungen, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Sie suchen Unterschlupf bei Freundinnen und Freunden; das kann mit der Zeit zu Konflikten führen, oder die betroffenen Frauen werden

in solch einer Konstellation ausgenutzt. Dieses Verhalten zeigt einerseits ein großes Potenzial an Selbsthilfekräften, andererseits bleibt in vielen Fällen der Hilfebedarf dieser Frauen unerkannt. Die Situation ist ambivalent: Diese Frauen suchen nach eigenen Lösungen, um Herrin ihrer Lebensgeschichte bleiben zu können und um nicht als gescheiterte wohnungslose Frau identifiziert zu werden. Zugleich birgt dieses Verhalten auch ernstzunehmende Gefahren durch prekäres Mitwohnen, traumatisierende Verhältnisse und fehlende professionelle Unterstützung.

Aufgrund der großen Bedeutung der gewaltgeprägten Lebensumstände in der Vergangenheit und Gegenwart vieler wohnungsloser Frauen müssen sie eine Option auf ein sicheres Hilfsangebot haben, das ausschließlich Frauen vorbehalten ist. Es ist weder akzeptabel noch zumutbar, Frauen (mit und ohne Kinder) ungeschützt in eine Unterkunft einzuweisen, die mehrheitlich mit Männern belegt ist. Ebenfalls muss es für Paare mit und ohne Kinder separate Unterkünfte geben. Insbesondere Frauen, die verdeckt wohnungslos sind, ebenso junge Frauen und Mädchen, die noch in ihren Herkunftsfamilien leben und diese Situation dort nicht mehr ertragen, benötigen niedrigschwellige Beratungsangebote. Nicht zu unterschätzen ist die große Zahl von Frauen, die ihre Wohnungen ohne Kündigung oder ohne ein Räumungsverfahren verlassen. Dieser Zielgruppe muss ein gut erreichbares und gegebenenfalls auch aufsuchendes Präventionssystem zur Verfügung stehen.

Aus der Praxis der Hilfen im Wohnungsnotfall in den westlichen Bundesländern ist bekannt, dass viele Klientinnen dem eher traditionellen Frauenbild der alten BRD entsprechen wollen und sich ganz an der Rolle der Ehefrau und Mutter orientieren, die nicht erwerbstätig und ganz für die Familie da ist (BAG W, 2003). Es gibt einen hohen Anteil gerade auch junger wohnungsloser Frauen mit Kindern, für die Partnerschaften eine große Bedeutung haben.

67



... Man kann also nicht behaupten, Wohnungslosigkeit liege häufig nicht in fehlendem Wohnraum begründet. Man kann auch nicht behaupten, die Krise auf den Wohnungsmärkten sei „eingewandert“. Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit sind hausgemacht und Ergebnis politischer Fehlentscheidungen und Fahrlässigkeit.

... Anstelle einer sozialen Wohnungspolitik wird die Wohnung ausschließlich als Ware begriffen und dem freien Spiel des Marktes überantwortet.

... Armut trotz Arbeit ist für viele Menschen Realität. Einer immer größeren Zahl Wohnungssuchender mit geringem Einkommen steht somit ein ständig schrumpfendes Angebot an bezahlbarem Wohnraum zur Verfügung.

Impressum

*Festschrift zum Jubiläum 2017
225 Jahre Koepjohann'sche Stiftung*

*Herausgeber: Koepjohann'sche Stiftung
Albrechtstr. 14 E
10117 Berlin
030 282 78 07
info@koepjohann.de
www.koepjohann.de*

Vi.S.d.P.: Janka Haverbeck, Vorstandsmitglied

*Redaktion:
Janka Haverbeck, Heidrun Lüdtke, Ute Stefan*

*Autoren: Sven Aumann, Petra Blang, Stephan von Dassel,
Volker Devermann, Rosemarie Ditrach, Friedel Drautzburg,
Ute Einicke, Stefan Engelniederhammer, Barbara Eschen,
Philipp Enger, Wolfgang Feyerabend, Janka Haverbeck,
Doris Hensel, Marlene Kotzur, Beate Kratochwil,
Heidrun Lüdtke, Constanze Meyne, Michael Müller,
Martin-Michael Passauer, Alexandra Post, Christina Rau,
Mirian Ramos, Werena Rosenke, Christine Schlund,
Elisa Sieweck, Rosalie Solas, Ute Stefan, Ulrike Trautwein*

*Konzept: Janka Haverbeck
Grafik + Design: Esther Cmok, www.cmok-design.de*

Lektorat: Birgit Anna Schumacher

*Druckerei:
Bloch & Co GmbH, Prinzessinnenstr. 26, 10969 Berlin,
www.blochco.de*

Auflage: 1500 Exemplare

*Hinweise:
Mit Autorennamen ausgewiesene Beiträge geben die
Meinung der Verfasser wieder und sind urheberrechtlich
geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme
in Onlinedienste sowie Vervielfältigung auf Datenträgern
nur nach Genehmigung der Koepjohann'schen Stiftung.
Soweit nicht auf den jeweiligen Seiten anders ausgewiesen,
liegen die Bildrechte bei den im Beitrag genannten Personen
oder Institutionen. Eine Verwendung ist nur mit vorheriger
schriftlicher Genehmigung der Koepjohann'schen Stiftung
gestattet.*

Berlin, Juni 2017

Dies überrascht vielleicht zunächst, kontrastiert es doch stark zu den eigenen Erfahrungen gescheiterter Familien. Zumindest teilweise lässt sich diese Orientierung an einem traditionellen Frauenbild durch die nach wie vor in Deutschland existierende deutliche Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt erklären – und diese Benachteiligung ist bei wohnungslosen Frauen besonders ausgeprägt. Nicht zuletzt deshalb sind die Themen Qualifizierung, Arbeit und Beschäftigung von großer Bedeutung. Durch Erwerbsarbeit lässt sich nicht nur eine materielle Perspektive für ein unabhängiges Leben entwickeln. Qualifizierungsmaßnahmen, Arbeit und Beschäftigung sind auch wichtig, um der Isolation zu entkommen und das Leben auf diesem Weg wieder zu normalisieren. Fördermaßnahmen und weiterführende Qualifizierungsangebote für hilfesuchende Frauen müssen allerdings den weiblichen Erwerbsbiografien und -voraussetzungen angepasst sein.

Zu einem flächendeckenden Angebot gehören auch Frauencafés oder andere Frauentreffpunkte im Stadtteil, die Frauen in prekären Situationen aufsuchen und in denen sie Informationen und Beratung abrufen können. Sie haben dann in jedem Fall die Chance, Kontakt zu anderen Frauen und Mädchen in ähnlichen Lebenslagen zu knüpfen und sich auszutauschen. Zudem können damit auch diejenigen Frauen angesprochen werden, die bislang keine Hilfen annehmen wollten oder konnten. Für die Verhinderung von Wohnungsverlusten ist es besonders wichtig, dass die Fachstellen zur Vermeidung von Wohnungsverlusten öffentlichkeitswirksam auf ihre Angebote hinweisen. Dabei sollten weit im Vorfeld eines Räumungsverfahrens – also deutlich bevor eine eventuell existierende kommunale Fach- oder Präventionsstelle aktiv werden kann – präventive Maßnahmen entwickelt werden.

Um in solchen Fällen aktiv werden zu können, müssen sich die Hilfen im Wohnungsnotfall sozialräumlich aufstellen. Wenn die Hilfen im

Wohnungsnotfall gemeindenah – im Wohnviertel, im Bestand eines Wohnungsbauunternehmens – agieren und sowohl für Vermieter als auch für die vom Wohnungsverlust bedrohten Familien gut sichtbar und damit erreichbar sind, können Wohnungsverluste und die in der Folge mögliche Fremdunterbringung der Kinder vermieden werden. Eine effektive Kooperation der Hilfen im Wohnungsnotfall mit der Vermieterseite ist unabdingbar – dies gilt für die Wohnungswirtschaft, aber natürlich genauso für die Einbindung beziehungsweise Kooperation mit privaten Vermietern.

Zahlen und Fakten

71 Prozent – 239.000 wohnungslose Menschen sind alleinstehend

29 Prozent – 96.000 wohnungslose Menschen leben in Partnerschaften und/oder mit Kindern zusammen

9 Prozent – 29.000 der wohnungslosen Menschen sind Kinder und minderjährige Jugendliche

91 Prozent – 306.000 sind erwachsene Wohnungslose

28 Prozent – 86.000 Frauen

72 Prozent – 220.000 Männer

27 Prozent Anteil ausländischer wohnungsloser Menschen

*Werena Rosenke,
stellvertretende Geschäftsführerin
Bundesarbeitsgemeinschaft
Wohnungslosenhilfe e. V.*



70

Im Juli 2014 hat die Koepjohann'sche Stiftung das Haus in der Tieckstraße 17 per Erbbaurechtsvertrag von der Ev. Kirchengemeinde am Weinberg übernommen, um dort einen weiteren Standort für Frauenprojekte zu entwickeln. Dieser Vertrag sieht vor, dass die Stiftung das Gebäude saniert, modernisiert und für soziale Zwecke nutzt.

JH: Herr Devermann, um welches Vorhaben handelt es sich in der Tieckstraße 17?

📍 Die Koepjohann'sche Stiftung plant, im Gebäude Wohnraum für wohnungslose und von Obdachlosigkeit bedrohte Frauen und ihre Kinder zur Verfügung zu stellen. Mit diesem Angebot möchten wir den Frauen Chancen eröffnen, wieder einen geregelten Alltag zu haben und sich auf ein Leben in der eigenen Wohnung vorzubereiten. Schon jetzt betreibt die Stiftung den Frauentreff Sophie in der Albrechtstraße. Nun wird in der Tieckstraße ein weiterer Treff entstehen.

JH: Wie sieht dies im Einzelnen aus?

📍 Im Hochparterre wird die Stiftung vier Apartments einrichten, in denen bis zu sechs Personen leben können. Diese Apartments sind konzipiert für wohnungslose Frauen aus der Klientel des Frauentreffs und/oder Mütter mit Kindern, die von Obdachlosigkeit bedroht sind und dort vorübergehend wohnen können. Zudem werden zwei Etagen und das Dachgeschoss an das Diakonische Werk Berlin-Stadtmitte vermietet. Die Diakonie stattet diese Räumlichkeiten selbst aus und schafft insgesamt 25 zusätzliche Wohnmöglichkeiten. Diese werden dann in enger Kooperation mit unseren Frauentreffs zur Verfügung gestellt. Im Souterrain soll die neue Tagesstätte als

Anlaufpunkt für Frauen in Not entstehen. Die erste Einrichtung der Stiftung in dieser Art befindet sich in der Albrechtstraße. Der Grundgedanke ist, den Frauentreff Sophie in der Albrechtstraße mit diesem neuen Angebot in der Tieckstraße zu ergänzen, damit die Stiftung an diesen beiden Standorten eine lückenlose tägliche Betreuung und soziale Begleitung auch an Wochenenden und Feiertagen gewährleisten kann.

JH: Es scheint ein gut durchdachtes und sehr besonderes Vorhaben zu sein.

📍 Ja. Die Koepjohann'sche Stiftung möchte dort ein spezielles Wohnraumangebot etablieren und bedürftige Frauen professionell unterstützen. Ein vergleichbares Projekt in Berlin, gerade hier in Mitte, ist uns bisher nicht bekannt. Aus den langjährigen Erfahrungen der Arbeit unseres Frauentreffs Sophie wissen wir, dass solche Wohnangebote fehlen und wie dringend diese gebraucht werden. Die Obdachlosigkeit von Frauen hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Anfangs waren wir skeptisch, nun sind es jedoch viel mehr Frauen, die unsere Hilfe in Anspruch nehmen wollen und hier Halt suchen.

JH: Wann sollen die Baumaßnahmen in der Tieckstraße abgeschlossen sein?

📍 Wir versuchen, in Kürze mit der Sanierung zu beginnen und planen die Fertigstellung zu Anfang 2018. Es wäre sehr schön, wenn 31 Frauen für die kommenden zwei Jahre eine Wohnmöglichkeit hätten und sich stabilisieren könnten. Natürlich hoffen wir ebenso, dass sie im Anschluss dann bezahlbaren Wohnraum finden.

JH: Herr Devermann, ich bedanke mich für das Gespräch.

*Das Gespräch führte Janka Haverbeck
Vorstandsmitglied
Koepjohann'sche Stiftung*

71



Vision für eine alte Dame

Es ist schon ein sonderbares Unterfangen – besonders wie sonderlich –, den vermeintlichen Letzten Willen eines Menschen zu erfüllen, der vor 300 Jahren geboren wurde und vor 225 Jahren starb. Der Stifter, Johann Friedrich Koepjohann, konnte sich sicherlich nicht im Traum vorstellen, wie sein Kiez und mitten darin sein Grundstück sowie die konkrete Erfüllung seines Letzten Willens am Anfang des 21. Jahrhunderts aussehen würden. Und dennoch verbindet die seinerzeitige Stiftung mit der heutigen ein Band der Kontinuität: das Stiftungsvermögen, die Grundstücke Schiffbauerdamm 8 und Albrechtstraße 13, 14, 15 und 16 sowie der Stiftungszweck, die Unterstützung von bedürftigen Frauen und Kindern in der Spandauer Vorstadt. Beides, Vermögen und Zweck, gingen durch Jahrhunderte von Hand zu Hand verantwortlicher Ehrenamtlicher und Pfarrer, später auch beruflich Mitarbeitender und Pfarrinnen, denen es gelang, Andenken und Anliegen Koepjohanns zu bewahren und immer wieder zeitgemäß zu beleben. Angesichts des kleinen Wunders, dass die Koepjohann'sche Stiftung diese lange Zeit mit vier großen Kriegen (plus einem fünften, kalten) und drei Währungsreformen überstanden hat, ist es das wichtigste Anliegen der Verantwortlichen, dass sie weitere 225 Jahre erlebt.

Wenn man sich vor Augen führt, wie sehr sich Berlin und der Schiffbauerdamm seit 1792 verändert haben, ahnt man, wie wenig im Jahr 2242 noch an heute erinnern wird. Es werden andere Häuser auf den Grundstücken stehen, die Bahnbrücke wird verschwunden sein, der Schiffbauerdamm wird wieder einmal sein Milieu verändert haben. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird es weiterhin einen Bedarf

für wohlätiges und bürgerschaftliches Engagement zugunsten von Frauen und Kindern geben, für die Tätigkeit der Koepjohann'schen Stiftung.

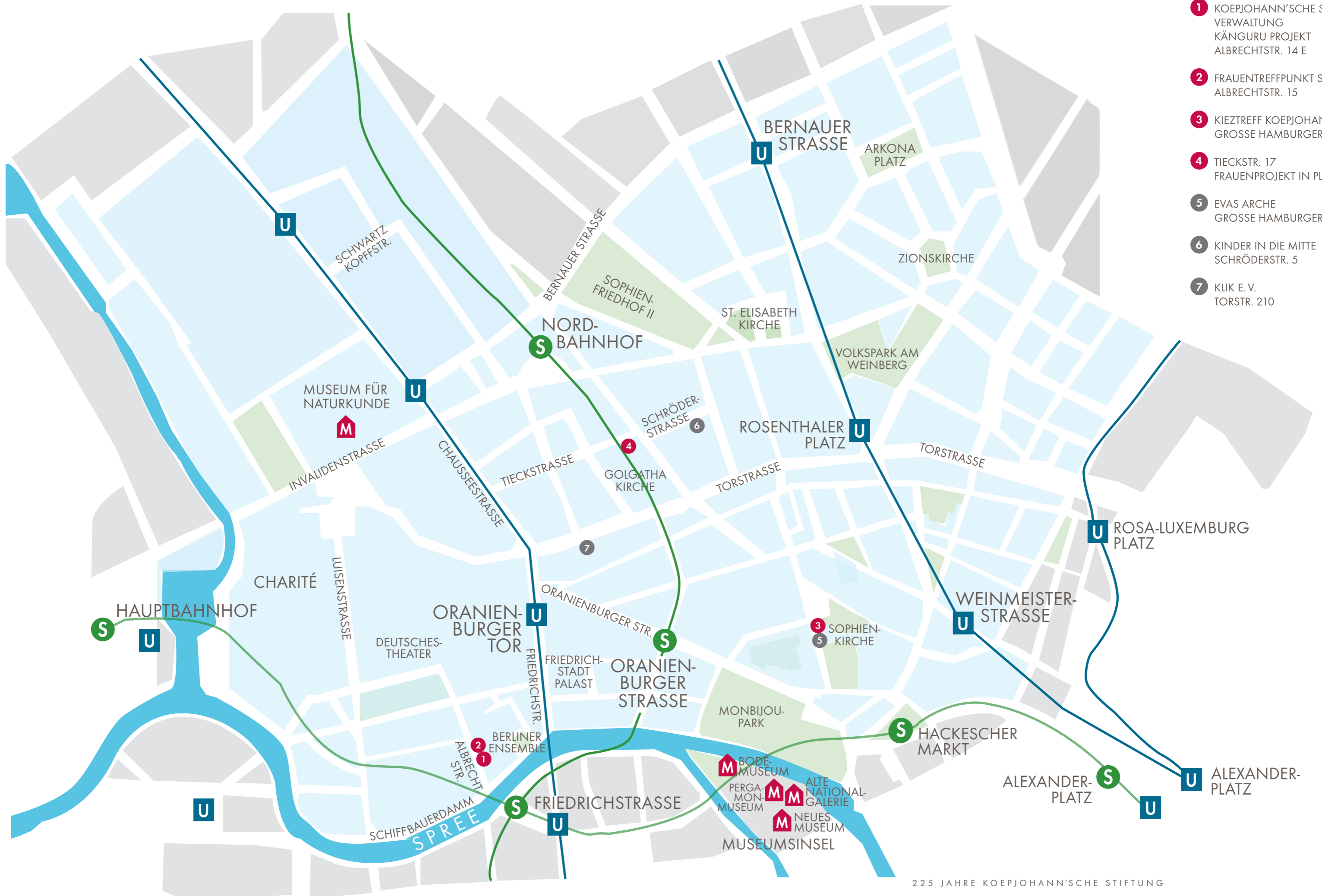
Oberstes Ziel für die Zukunft der Koepjohann'schen Stiftung ist der Erhalt und die Pflege des Stiftungsvermögens. Durch die Aufwertung des Kiezes seit der Wende profitiert die Stiftung von Wert- und Mietsteigerung ihrer Immobilien und befindet sich auf absehbare Zeit in einer sehr soliden finanziellen Lage. Auf dieser Basis konnte sie ihr soziales Engagement in den letzten zehn Jahren deutlich erweitern und wird es mit dem Projekt Tieckstraße 17 weiter ausbauen. Dadurch entwickelt sich das öffentlich wenig beachtete Thema der Obdachlosigkeit von Frauen und Kindern zu einem gewissen Schwerpunkt der Arbeit. Daneben bleibt die Verbesserung des Lebensalltags von Seniorinnen, Familien und Kindern in der Spandauer Vorstadt durch Unterstützung, Begleitung und Beratung der zweite Aufgabenschwerpunkt der Stiftung.

Durch ihre Kleinheit und Unabhängigkeit ist es der Koepjohann'schen Stiftung gelungen, eigene Akzente in der Stadtteilsozialarbeit zu setzen und unbeachtete Probleme eines prosperierenden Kiezes aufzugreifen. Der Vorstand will der Stiftung diese beiden Qualitäten erhalten: Autonomie und Achtsamkeit.

*Im Namen des Vorstands
Prof. Dr. Philipp Enger
Vorstandsvorsitzender*



Das Stiftungsgebiet



- 1** KOEPIOHANN'SCHE STIFTUNG
VERWALTUNG
KÄNGURU PROJEKT
ALBRECHTSTR. 14 E
- 2** FRAUENTREFFPUNKT SOPHIE
ALBRECHTSTR. 15
- 3** KIEZTREFF KOEPIOHANN
GROSSE HAMBURGER STR. 29
- 4** TIECKSTR. 17
FRAUENPROJEKT IN PLANUNG
- 5** EVAS ARCHE
GROSSE HAMBURGER STR. 28
- 6** KINDER IN DIE MITTE
SCHRÖDERSTR. 5
- 7** KLIK E.V.
TORSTR. 210

WWW.KOEPJOHANN.DE



*„Ich wünsche mir für die Frauen
einen Platz in der Gesellschaft,
dass sie Anerkennung finden.
Ich wünsche mir, dass in unserer
Gesellschaft akzeptiert wird,
dass es Menschen gibt,
die Erfolg haben und
Menschen, die scheitern.“*

(Mirian Ramos)



JH: Frau Ramos, Sie sind Leiterin des Frauentreffpunkts Sophie – eine Einrichtung der Koepjohann'schen Stiftung in der Spandauer Vorstadt für wohnungslose Frauen. Erzählen Sie uns von Ihrer Arbeit.

☞ Der Frauentreff wurde 2009 initiiert. Am Anfang dachten wir nur an ein Projekt für wohnungslose Frauen, aber es stellte sich schnell heraus, dass wir nicht nur wohnungslose Frauen ansprechen. Es gibt viele Menschen, die ihre Wohnung verlieren, aber auch viele, die anderweitig Hilfe suchen. Inzwischen sind wir Ansprechpartner für alle Frauen, die hilfsbedürftig sind: Frauen, die aus dem Gefängnis kommen und wieder in einen strukturierten Alltag finden müssen; wir betreuen Frauen aus dem Ausland; Rentnerinnen, bei denen die Rentenbezüge nicht reichen, kommen zu uns zum Essen, oder die Frauen kommen, um Kontakte zu knüpfen. Viele Menschen leben allein und suchen Sozialkontakte.

JH: Wann sind Ihre Öffnungszeiten? Und wie viele Frauen besuchen Ihre Einrichtung während der Öffnungszeiten?

☞ Wir haben von Freitag bis Montag in der Zeit von 10 bis 14 Uhr geöffnet. Im Winter öffnen wir sonntags bis 16 Uhr, weil wir da einen Filmnachmittag für die Frauen anbieten. Uns besuchen 20 bis 30 Frauen während der Öffnungszeiten. Es kommt vor, dass es 38 Besucherinnen sind, aber das ist das Limit. Mehr geben unsere Räumlichkeiten zurzeit nicht her.

JH: Können Sie sagen, wie viele Frauen Ihre Einrichtung bis jetzt besucht haben?

☞ Im Laufe der letzten Jahre dürften es ungefähr 600 Frauen gewesen sein, die unsere Einrichtung besucht haben.

JH: Sind es immer die gleichen Frauen, die die Einrichtung besuchen, oder ist es ein wechselndes Kommen und Gehen?

☞ Es gibt Frauen, die kommen über einen langen Zeitraum. Sie sind sehr belastet, haben psychische Probleme, sind traumatisiert, haben schlimme Dinge erlebt. Diese Frauen brauchen lange, um Vertrauen zu fassen.

JH: Bieten Sie auch professionelle psychologische Hilfe an?

☞ Natürlich! Entweder bieten wir es direkt an oder leiten es an andere professionelle Stellen weiter. Zum Glück haben wir ein großes Netzwerk aus Psychologen und Ärzten. Und auch sonst sind wir sehr gut vernetzt.

JH: Gibt es noch ähnliche Einrichtungen wie die Sophie in Berlin?

☞ In Berlin gibt es nur zwei Tageseinrichtungen für Frauen. Für Männer gibt es viele, 20 bis 30 niederschwellige Einrichtungen.

JH: Wie ist das Erscheinungsbild der Frauen bei Sophie? Sieht man ihnen ihre Hilfsbedürftigkeit an?

☞ Nein, die Frauen sind gut gekleidet, teilweise geradezu elegant. Frauen wollen das verstecken.

JH: Frauen legen also in dieser schweren Situation Wert auf ein gepflegtes Äußeres?

☞ Ja! Wer ist in der Lage zu sagen, ich brauche Hilfe? Es ist so schwer zu sagen: Ich bin gescheitert, ich habe keine Wohnung. Einige können anfangs noch auf Familie und Freunde zurückgreifen.

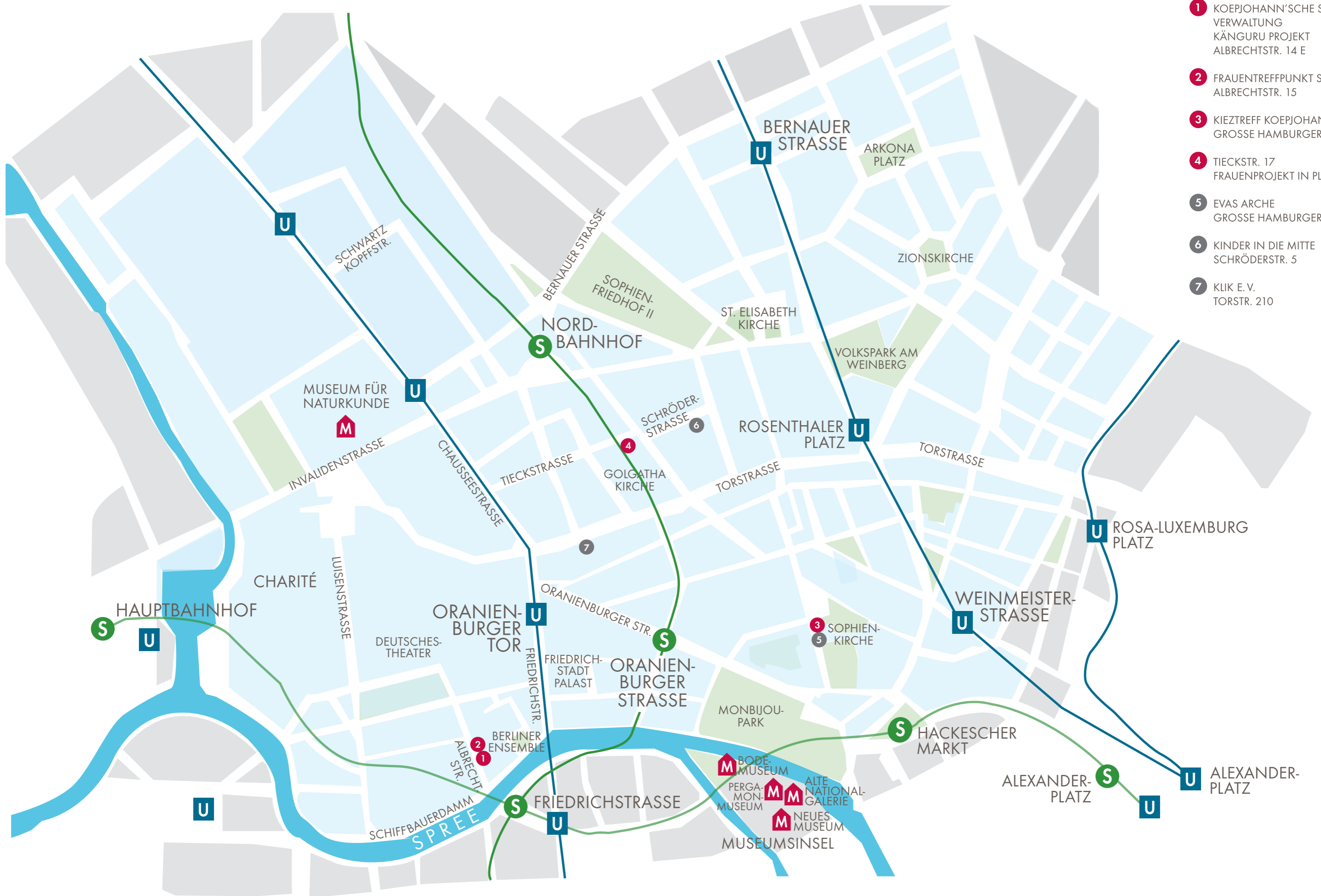
JH: Sie wollen also nicht, dass man das Scheitern sieht?

☞ Scheitern zu zeigen ist schwer! Man wird stigmatisiert, wir leben in einer Leistungsgesellschaft, Leistung ist überall gefragt. Die Frauen schämen sich.

JH: Wie verbringen die wohnungslosen Frauen ihren Alltag?

☞ Sie sind in Bibliotheken Stammkunden, etwa in der Staatsbibliothek Unter den Linden. Sie verwahren ihre Sachen den ganzen Tag in den Schließfächern und sitzen im Lesesaal. Sie lesen den ganzen Tag. Sie sind über alles informiert, interessieren sich für alles. Ich brauche eigentlich keine Nachrichten schauen, denn die Frauen halten mich auf dem Laufenden. Gelesen werden Zeitungen, Romane, Literatur, Sachbücher, alles!

Das Stiftungsgebiet



- 1 KOEPIOHANN'SCHE STIFTUNG
VERWALTUNG
KÄNGURU PROJEKT
ALBRECHTSTR. 14 E
- 2 FRAUENTREFFPUNKT SOPHIE
ALBRECHTSTR. 15
- 3 KIEZTREFF KOEPIOHANN
GROSSE HAMBURGER STR. 29
- 4 TIECKSTR. 17
FRAUENPROJEKT IN PLANUNG
- 5 EVAS ARCHE
GROSSE HAMBURGER STR. 28
- 6 KINDER IN DIE MITTE
SCHRÖDERSTR. 5
- 7 KLIK E.V.
TORSTR. 210